

The title page is framed by a highly decorative Art Nouveau border. The border features a central vertical axis with symmetrical floral and foliate motifs. At the top and bottom, there are large, stylized floral designs with pointed petals. The sides of the border are composed of intricate scrollwork and geometric patterns, including squares and circles. The entire page is rendered in black and white line art.

1876.

**Neue Monatshefte**  
für  
**Dichtkunst und Kritik.**

herausgegeben  
von

**Oscar Glumenthal.**

IV. Band. Heft 4.

Leipzig,  
Ernst Julius Gänther.

1876.

## Inhalt.

	Seite
Ein Literaturbrief. Von Johannes Scherr . . . . .	273
Gedichte. Von Friedrich Bodenstedt und Emil Taubert . . . . .	279
Die Geschichte von Dehntausend Gulden. Erzählung von Alfred Reifner . . . . .	281
An einer Wiege. Soloscene von Ernest Legouvé. Deutsch von Gottlieb Ritter . . . . .	292
Der Tod des Apostels. Von Adolf Friedrich von Schack . . . . .	296
Homérübersetzungen. Von Ferdinand Lottheissen . . . . .	300
Wie ich Feuilleton studirte. Von Hans Wachenhufen . . . . .	305
Der polnischen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Goldbaum . . . . .	309
Wilhelm Jordan als Epiker. Eine Studie von S. Heller . . . . .	325
Kritische Rundblicke . . . . .	352
Der Naturgenuss. Von Emerich du Mont.	
Miscellen.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats  
im Umfang von mindestens 6 Bogen 8<sup>er</sup> eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

**Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.**

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

## Ein Literaturbrief.

Von

Johannes Scherr.

Im September 1876.

Sie haben schon recht, liebe Freundin: — es geht bergab mit unserer dichterischen Hervorbringung. Der Gipfel von unserem Rufenberg — altfränkisch zu reden — ist ohnehin längst vereinsamt und auch seine Abhänge gleichen mehr und mehr einem stark gefichteten Walde, ja mitunter einem niedergeschlagenen, wo nur noch Unterholz und Buschwerk stehen geblieben. Uhland, Rückert und Platen, Grillparzer, Zimmermann und Grabbe, Heine und Lenau, Schefer und Mörike, Rosen und Freiligrath, Grün und Hartmann sind ja todt. Wann noch Gutzkow und Geibel gegangen sein werden, wird der poetische Reichthum dieser jüngsten Vergangenheit gegen die Armuth der Gegenwart erst recht scharf abstechen. Nicht an Talenten fehlt es der jüngeren Generation, auch nicht an einzelnen glänzenden Leistungen, wohl aber an einem tragenden und hebenden Princip. Darum ist das Dichten ein bloßes Experimentiren geworden und alle die mancherlei Experimente sind im Grunde allesammt secklos.

Das Freiheitsprincip, welches vom Tode Göthe's an unsere Literatur trug und hob, ist verbraucht, wenigstens in der Meinung der Tonangeber des Tages. Das nationale Pathos, wie es seit 1866 aufkam, ist schon ganz kostelhaft geworden und so arg mit Servilismus verbleizudert, daß es nachgerade jeden anständigen Menschen abstoßen muß. Wenn unsere Fabrikanten ihre Deutschetät dadurch erweisen zu müssen glauben, daß sie den Bismarck und Moltke immer und immer wieder in Holz, Wein, Thon, Leder, Wachs und Seife nachbilden, so sind die patriotischen Verkaufbarungen in Versen und in Prosa, welche die patentirten Reichsfreunde vom Ordonnanzschnitt ausgehen lassen, nicht weniger hölzern, thönern, ledern und seifig. Man merkt die Absicht, sich zu empfehlen, doch allzusehr und greift in der Verstimmung am Ende sogar zu den pfäffischen Petrolbüchern eines Konrad von Bolanden, nur um den ewigen Bismarcktabaks- und Moltkefeisengeruch loszuwerden. Ich erinnere Sie auch daran, liebe Freundin, daß verschiedene der großen Patrioten, welche heute vor dem Throne Kaiser Wilhelms byzantinern, vor kaum zehn Jahren ebenso vor dem Throne Napoleons des Dritten Inierutschten. Ferner, daß dieselben großen Patrioten vor dem Czarethum ebenso unterthänig krausfußten, wie es nur jemals zur Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten in Potsdam der Brauch war. Endlich, daß das sittlich-patriotische Pathos mäusehinstille wird, sobald es gilt, die Gründereien und Schwindeleien der eigenen Kameradschaft zu brandmarken. Summa: dieser ganze officiöse Nationalitätseifer ist so

hohl und verlogen, daß er es in der Literatur nur zu einem entsprechend hohlen und verlogenen Ausdruck bringen kann.

Wie ja auch zur Zeit der französischen Revolution, so ist wiederum in unsern Tagen die Meinung, große Zeiten machten große Dichter, recht handgreiflich längengestraft worden. Wäre ein dichterischer Genius in Deutschland vorhanden gewesen, er hätte durch die Geschichte der letzten zehn Jahre geweckt und zur Thätigkeit angeeifert werden müssen. Es war keiner da. Talente genug, geschickte Macher, denkende Künstler meinetwegen fogar; aber nirgends ein Schöpfer, nirgends eine prometheische Hand, welche mit titanischer Kraft und Macht das, was die Zeit im Innersten bewegte, das Fühlen und Sehnen, das Denken und Wollen der Zeitgenossen zu einem typischen Kunstwerke gestaltet vor sie hingestellt hätte.

Oder doch? Es ist uns ja in diesen Tagen mit jener Unfehlbarkeitsmiene, welche Schöpfensköpfen so gut steht, verkündigt worden, das Textbuch zu Wagners Nibelungenmusik sei ein Dichterwerk ersten Ranges, und wie es überhaupt erst seit dem Bayreuther August von 1876 eine deutsche Kunst gebe, so könne eigentlich auch von einer deutschen Poesie erst seit der Schaffung dieses Textbuches die Rede sein. Sie freilich, die Sie ja an keinerlei Unfehlbarkeitsdogma glauben, schrieben mir, es sei Ihnen bei Lesung dieses „phänomenalen“ Werkes gewesen, als fähren Sie stundenlang über einen hinterpommer'schen Knüppeldamm, und Sie seien zuletzt davon ganz seefrank geworden. Kegerin Sie! Nehmen Sie sich ja vor den Wagnernarren in Acht! Sie wissen ja, diese Leute argumentiren ad majorem Magistri gloriam statt mit Stabreimen mit Stöcken oder Bierkrügen. Was mich angeht, so schämt' ich mich bei dieser Gelegenheit wieder mal einen ganzen Tag lang, ein Deutscher zu sein. Unter einem Volke, welchem der Lessing den Nathan, der Göthe den Faust und der Schiller den Wallenstein geschaffen, können und dürfen Burche aufstehen, welche ein Ding wie das genannte Textbuch zu einem Phänomen von Meisterwerk aufzuschwindeln die märchenhafte Frechheit haben. Beweist das nicht, wie wenig von jenen ewigen Werken in das Fleisch und Blut der Nation übergegangen? Zeigt es nicht, daß wie der untere so auch der mittlere und obere Pöbel vom wirklich Schönen und Großen auch nicht die entfernteste Ahnung habe? Geht doch mit eurem ewigen Fortschrittsgeleier! Die Menschen werden ja immer dummer . . . .

Warum sagen Sie mir denn nichts über Hamerlings „Aspasia“ und Dahms „Kampf um Rom“, auf welche Bücher ich Sie aufmerksam gemacht habe? Oder soll ich Ihre lakonische Bemerkung, „ob es wohl überhaupt möglich sei, so alte Zeiten wieder zu beleben,“ für eine abfällige Kritik nehmen? Ich denke, auch Sie müßten beim Lesen der beiden Romane, die doch wieder keine Romane sind, das Gefühl gehabt haben, daß hier zwei mehr oder weniger genießbare Früchte vorliegen, wie sie auf dem literarischen Versuchsfelde gebaut werden. Natürlich hat es nicht an guten Freunden gefehlt, welche das Tamtam des Lobes rührten und die Pauke der Bewunderung schlugen; aber es dürfte auch hier wie so vielerorten heißen: „Blinder Eifer schadet nur“. Viele werden die beiden Bücher begierig zur Hand nehmen, aber wenige dieselben zu Ende lesen und die wenigsten mit einem Gefühle der Befriedigung davon scheidern. Warum? Weil beide Werke zwar sehr häufig nach der Studirlampe riechen, aber den Duft der bekannten „blauen Blume“ allzu oft vermissen lassen. Es sind Leistungen eines bewundernswürdigen Fleißes und eines gründlichen Detailwissens, Reihenfolgen von mit großer Geschicklichkeit zusammengefügten archäologischen Mosaikbildern, aber keine frei und frisch



entworfenen, dichterisch durchkomponirten Gemälde. In beiden ist die Erfindung sehr dürftig, die Entwicklung lahm, die Spannung gleich Null. In beiden Büchern merkt man zwar den Dichter, aber er kommt nur selten recht heraus. Nicht als ob es an Glanzstellen fehlte. Bei Dahn sind diese sogar zahlreich. Der Untergang der Königin Amalastwintha z. B. ist eine Schilderung, wie nur ein wirklicher Poet sie entwerfen kann. Diese und ähnliche Scenen sind mit dem Seherauge geschaut und darum auch so anschaulich wiedergegeben. Etwas befremdet hat mich die Gedämpftheit der Farben in der „Aspasia“. Offenbar hat Hamerling die sonstige Leppigkeit seiner poetischen Malerei absichtlich bedeutend eingeschränkt. Ob aber nicht zu sehr? Bei der Schilderung der Nybele-Mysterien z. B. wären Farbentöne am Platze gewesen, wie sie im „Kaiser in Rom“ nur allzu verschwenderisch angewandt sind. Das Wollen ist in dem einen wie in dem andern Werke groß. Die „Aspasia“ will uns den in seinem Wohlglanz stehenden und doch schon von dem Vorgefühle des Verfalls angekränkelten Hellenismus vorführen. Im „Kampf um Rom“ soll uns der Konflikt der versinkenden antiken Welt mit der aufsteigenden germanischen vorgeführt werden. Aber dem Wollen entspricht das Können nur stellenweise. An's Ziel gelangt keiner der beiden Werke. Ehrliche Leser werden sich gestehen müssen, daß ihre Theilnahme von Seite zu Seite abnimmt. An die Stelle der gestaltenden und veranschaulichenden Kraft tritt allzu oft das breitspurig-schwabhafte Referat, welches an die Eintönigkeit mittelalterlicher Reimchroniken erinnert. Weitans die meisten der vorgeführten Figuren entbehren der plastischen Bestimmtheit. Sie haben etwas Pappendekeliges, etwas Marionettenhaftes. Ganz verfehlt ist bei Dahn gerade die Figur, auf welche er offenbar die größte Mühe verwandt hat, der Präsekt Cethegus. Dieses unerquickliche Amalgam von Antiktheit und modernster Modernität erinnert auffallend an die vornehmen, geheimnißvollen, virtuossichen Allerweltsböfewichte, wie sie in den Schriften von Balzac herumlaufen. Bedenk' ich alles, so muß ich gestehen, daß ich für das einzige und einzig-schöne Lied Dahns: „Weiße Rose nicht an Zweigen“ (in „Sind Götter?“) gern den ganzen Kampf um Rom dahingebende. Der historische Gehalt des Werkes liegt ja doch in des Verfassers vortrefflichem Buch von den Königen der Germanen reiner vor und gerade um dieser Reinheit willen auch poetischer. . . . Einen qualitativen Unterschied zwischen der Aspasia Wielands (im „Aristipp“) und der Hamerlings kann ich nicht finden. Das Kostüm (im weitesten Wortsinne) ist bei diesem allerdings viel griechischer als bei jenem, aber der Versuch, das moderne Frauenemancipationsideal auf die Miletierin zu übertragen, schlecht gelungen. Hamerlings Buch kann uns wieder recht deutlich die Unmöglichkeit vergegenwärtigen, bei Behandlung antiker Stoffe der modernen Anschauung sich zu entziehen. Selbst der Göthe konnte das nicht: seine Phigeneia ist weit mehr eine moderne Deutschin als eine antike Griechin. Kein Mensch kann aus seiner Haut, kein Dichter aus seinem Volk und aus seiner Zeit heraus. Selbst die größten Seher und Künstler scheinen nur ihrer Zeit und ihrem Volke weit vorauszuschreiten, indem sie die höchsten Gedanken und Wünsche der Gegenwart formulieren. . . . Einen Vorschritt der historischen Romandichtung über Scott, Manzoni, Hugo („Notre-Dame“), Spindler, Rehnus und Alexis-Häring hinaus hat weder Hamerling noch Dahn bewerkstelligt. Ich bezweifle auch entschieden, daß mittels der Aspasia des letztgenannten dem archäologischen Roman in der Lesewelt ein breiterer Raum gewonnen werde. Mit der novellistischen Darstellung antiker Charaktere und Ereignisse ist es überhaupt eine eigene Sache. Große Talente sind daran gescheitert. Man denke nur an Bulwers

„Last days of Pompeji“. Es gibt nur einen Novellisten, welcher einen antiken Stoff mit dem Hauch des Lebens zu durchdringen verstand. Es ist — o, schlage ein Kreuz, heilige Teufelsdummerei! — der Franzos Gustave Flaubert. Seine „Salammbô“ ist eslicher grotesker Auswüchse ungeachtet ein wirkliches Gedicht, keine gelehrt-mühselige Geschichtsklitterung, sondern ein Roman, welcher Hand und Fuß und ein schlagendes Herz hat, ein Werk aus einem Guß und von strömendem Fluß. Flaubert beschreibt nicht bloß das alte Karthago, er macht uns förmlich heimisch in der Punierstadt und bewirkt, daß wir selbst das Fremdartigste und Ungeheuerste als ein Nothwendiges, ja Selbstverständliches fühlen und erkennen. Seine Gestalten tanzen nicht an Drähten, sie bewegen sich aus eigener Machtvollkommenheit, sie athmen, sie leben. Der Künstler ist ganz aufgegangen in seinem Kunstwerk. Und über was für eine gestaltungsmächtige Phantasie gebietet dieser französische Realist! Seit langer Zeit ist keine Scene geschaffen worden, in welcher die tragischen Motive Schrecken und Mitleid zu so gewaltiger Wirkung kommen wie in Flauberts großer Molochopferscene . . . .

„And're Vögel, and're Lieder“. Aber Zeisige, Rothschwänze und Spagen sind eben keine Lerchen, Amseln und Nachtigallen. Gestern traf ich beim Aufschlagen eines Buches auf Gustav Pfizers edelgefühltes, formschönes, tiefergreifendes Lied „Der sterbende Kosmopolit“ und gedachte der Zeit, wo dieses Gedicht auf mich und meine Jugendgenossen mächtig gewirkt hatte. Wer in der Jugend von heute kennt noch diese und ähnliche Offenbarungen eines Idealismus, den der gelehrte und ungelehrte Banauferpöbel unserer Tage für „abgethan“ erklärt hat? Wer sollte noch auf solche Stimmen horchen, wer wollte sie noch auf sich wirken lassen? Wortführer des idealistischen Tones in unserer Lyrik wie Fontane, Lingg, Bodenstedt, Meißner, Schack, Storm, Gottschall und Vorn haben gerade für ihre besseren und besten Leistungen den wenigsten Beifall erlangt. Natürlich! Unsere gepriesene Realpolitik hat es ja glücklich soweit gebracht, eine Stimmung zu schaffen, welche es angemessen findet, die gedankenlose Hummelei in Versen, eine rohe — (entschuldigen Sie, Verehrte, den derben, aber passenden und gerechtfertigten Ausdruck!) — ja, eine rohe Saufaus-Poesie für das Höchste zu halten und als solches zu bejubeln. Es ist wahr, die politische Tendenzlyrik der dreißiger und vierziger Jahre hat Poesie und Rhetorik vielfach mit einander verwechselt und von den aufgebauhten „Tyrannenerschütterern“ haben sich viele, sogar die meisten bei näherem Zusehen entweder als lächerliche Phrasenhelden oder als geborene Hofräthe ausgewiesen, welche nur eine Zeit lang die malkontenten Bombalobombage spielten, um die bezüglichlichen Kreise aufmerksam zu machen, daß und um wie viel sie zu haben wären. Aber trotzdem hat jene Polemik in Reimen an der Entwiklung der nationalen Sache redlich und nicht erfolglos mitgearbeitet und ihre Hervorbringungen stehen, ethisch und ästhetisch angesehen, thurmhoch über der Kneipenliederlichkeit von heute, deren einziges Ideal das Heidelberger Faß sein würde, wenn es ab. voll wäre.

Lassen Sie mich, liebe Freundin, mit Erquicklicherem schließen. Sie sind ja Mitglied des Vereins für deutsche Literatur und folglich im Besitze eines Buches, welches zu den erfreulichsten Erscheinungen gehört, die in den letzten Jahren auf dem Büchermarkte sich bemerkbar machten. Ich meine die Verdeutschung der „Versi“ des Giuseppe Giusti durch Paul Heyse, ein Unternehmen und Vollbringen, das, wie ich aufrichtig glaube, lange nicht genug gewürdigt worden ist.

Seitdem mein allzu früh heimgegangener Freund Ludwig Seeger mit Erfolg eine

Verdeutschung der Chansons von Béranger unternahm, ist ein ähnliches Wagniß nicht wieder versucht worden, bis Heyse sich daran machte, den großen erzitalischen Lyriker und Satiriker Giusi in deutschen Lauten reden zu machen. Denken Sie sich das „erzitalisch“ dreimal unterstrichen, berücksichtigen Sie auch den außerordentlich knappen Stil Giusi's, welcher, ein Todfeind der Phrase, seinen quellenden Gedankenreichtum in möglichst engen Sprachkanälen einherrsachen zu lassen liebt, rechnen Sie dazu noch die großen Schwierigkeiten, welche die mit Provinzialismen, mit lokalen Worten und Wendungen reichlich durchwirkte Sprache des Dichters selbst dem gewiegtesten Kenner des italischen Idioms entgegenstellt, so werden Sie ungefähr im Stande sein, zu erkennen, welches Wagniß eine Deutschdichtung der „Versi“ war und wie trefflich es bestanden wurde. Der wirkliche Werth von Heyse's Leistung kann Ihnen jedoch nur klarwerden, wenn Sie eine genaue Vergleichung der Verdeutschung mit dem Original vornehmen. Thut man das, so wird man bewundernd sagen müssen, daß Heyse mit seinem Giusi unsere Literatur um ein Uebersetzungsmeisterstück ersten Ranges bereichert habe.

Lohnte sich aber auch die jahrelange Mühe, Ausdauer und Kunst, welcher der deutsche Dichter auf den italischen verwannte? Sehr! Giuseppe Giusi (geboren am 13. Mai 1809 zu Ronsummano in Toscana, gestorben am 31. März 1850 zu Florenz) ist eine der edelsten Charaktergestalten der Literatur unseres Jahrhunderts, ein großer Dichter und zugleich ein Mann der That. Denn unter den Möglichmachern, Begründern und Aufbauern des Regno d'Italia muß Giusi in erster Linie mitgenannt werden. Der bescheidene, nur 361 Seiten starke Oktavband seiner „Versi, editi ed inediti“, wie sie zum erstenmal 1852 gesammelt erschienen, muß geradezu als einer der Grundsteine des neuen Italiens anerkannt werden. Wer sich der Zeit erinnert, wo diese „Verse“, einer argus-ängigen, brutalen und stupiden Censur und Polizei zum Trotz, in Italien handschriftlich von Hand zu Hand gingen, weiß auch, daß ihre Wirkung und Wirksamkeit eine geradezu unberechenbare, ihre Popularität eine ungeheure war. Mit Recht. Denn in diesem Manne verband sich das reichste Talent mit dem weisesten Maßhalten, die Genialität mit der Besinnung, der Lyriker mit dem Satiriker, der Poet mit dem Patrioten zu einer Persönlichkeit, welche die höchste Achtung einflößte und wachhielt. Giusi verdient einen vorragenden Platz in der Berechnung gebildeter Menschen schon darum, weil dieser echte Träger des Genius unter den vielen genialthuenden Lumpen und Strolchen unserer Zeit eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung ist. Spottet immerhin, ihr Lumpen und Strolche, über die „Besinnungstüchtigkeit“, und du, gedankenloser Haufe, lache mit den Lumpen und Strolchen über die „Tendenzbären“. Deshalb bleibt es doch nicht weniger wahr, daß selbst das größte Talent nur dann reinigend, befreiend und befruchtend auf seine Zeit wirken kann, wann es von einem großen Charakter getragen wird. Gerade das machte die dichterische Arbeit Giusi's für sein Land zu einer wahrhaft schicksalsmächtigen, erhob sie zu einem die Geschichte seines Volkes mitbestimmenden Motiv. Wie schön auch sieht es ab von der Größenwahnwichtigen Selbstbeweihräucherung des Haupt- und Erzgaunklers unserer Tage, wenn Giusi über sich selbst, über sein Wollen und Können mit jener Schlichtheit und aufrichtigen Bescheidenheit spricht, wie sie die echten alten Meister zierte. So, wenn er z. B. in den berühmten Stenzen an Gino Capponi seine satirische Thätigkeit entschuldigend, sich selber fragt:

„E chi sei tu che il libero flagello  
Ruoti, accennando duramente il vero,

E che parco di lode al buono e al bello,  
 Amaro carme intuoni a vitapero?  
 Cogliesti tu, seguendo il tuo modello,  
 Il segreto dell' arte e il ministero?  
 Diradicasti da te stesso in pria  
 E la vana superbia e la follia,  
 Tu cho rampogni, e altrui mostri il sentiero?"

Das „Modell“, von welchem Giusti hier spricht, ist Dante und, fürwahr, einen würdigeren Racheiferer als den Dichter der „Versi“ hat der große Florentiner nicht gehabt. Die ganze Liebe und der ganze Haß des Schöpfers der Göttlichen Komödie sind in Giusti wieder aufgelebt und das Ergreifende bei diesem wie bei jenem ist die Wahrscheinlichkeit. Wir fühlen, jedes von Giusti gesprochene Wort ist empfunden. Von Frivolität keine Spur. Er versteht zu scherzen — und wie attisch! — aber der Scherz ist bei ihm nur das Rosengefängnis um den ernstesten Gedanken her. Er selbst hat es so ausgedrückt:

„In quanta guerra di pensier mi pone  
 Questo che par sorriso ed è dolore!“

Wir dürfen ihm auf's Wort glauben! was seinen Zuhörern wie ein Lachen klang, ihm war es ein Schmerz. Nur ein Dichter, welcher sein Land und Volk so in der Seele trug wie Giusti, konnte über dieses Land und Volk, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren gewesen sind, so spotten wie er. Sein Härten war das der Liebe und kein fühlender Italiener konnte selbst das bitterste Satirisieren Giusti's für etwas anderes nehmen als für die Auslassung des innigsten Patriotismus. Das war so und mußte so sein, weil durch die satirische Schneidigkeit der lyrische Herzenslaut hindurchklang, welcher dem Dichter auch da nicht versagte, wo er seinem Haße der östreichischen Fremdherrschaft flammenden Ausdruck gab. Auch da spricht aus dem Haßer immer noch der Poet und auch der höchste Groll trägt den Jügel der Grazie. Wollen Sie sich, Verehrteste, davon überzeugen, so lesen Sie das 1846 geschriebene Gedicht „Sant Ambrogio“. Ein Jahr zuvor hatte Giusti seine dem berühmten Neapolitaner Alessandro Poerio gewidmete Meistersatire verfaßt, den „Gingillino“, welches Wort ich anderwärts und zwar, wie ich glaube, sinngemäß richtig mit dem schweizerischen „Kemptlichnapper“ wiedergegeben habe. In diesem Gedichte, welches übrigens auch auf Deutschland, auf Europa, auf die ganze „civilisirte“ Welt paßt, weil es mit italischen Farben ein nur allzu wahres Gemälde der menschlichen Niedertracht entwirft, in diesem Gedichte hat Giusti's satirisches Genie seine schärfste Schneide hervorgekehrt. Aber auch hier trägt der Dichter sein Schwert „in Myrthen“. Um ihn recht verstehen, genießen und werthen zu können, muß man sich beim Lesen stets die Zustände Italiens vergegenwärtigen, wie sie von 1815 bis 1850 waren. Aber es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, mit dem Verschwinden jener Zustände müßte auch das Interesse an Giusti's politischer Lyrik und Satire dahin sein. Das eben kennzeichnet ihn als schöpferischen Geist, daß er das Zeitliche zu Ewigem zu gestalten wußte und dem Vergänglichen den Stempel des Bleibenden aufzudrücken verstand. Die „Versi“ werden dauern, so lange es eine italische Sprache gibt.

## Gedichte.

## Julia.

Im Zimmer geh' ich hin und her.  
 Der Kopf ist voll, das Herz ist schwer,  
 Bloß weiß am Tisch ein Plätzchen leer . . .  
 Am Tisch saß eine holde Maid  
 Mit schwarzem Haar und schwarzem Kleid  
 Und auch mit schwarzem Augenpaar,  
 Doch groß und leuchtend wunderbar.  
 Sie hielt die Feder in der Hand  
 Und hielt auf mich den Blick gespannt —  
 Und wie die Erde treibt und blüht,  
 Wenn ihr im Lenz die Sonne glüht,  
 So löste sich auch mein Gemüth,  
 Wenn ich die kleine Julia  
 Mit ihren großen Augen sah.  
 Im Zimmer ging sie her und hin,  
 Und was mir fuhr durch Herz und Sinn,  
 Das hauch' ich aus in kleine Lieder  
 Und sie schrieb Alles munter nieder.

Sie schrieb auch längere Gedichte,  
 Selbst eine tragische Geschichte,  
 Mit ganz vergnügtem Angesichte.  
 Sie ward nicht müde und nicht matt.  
 So reichte sie denn Blatt für Blatt,  
 Die jetzt auf meinem Tische liegen  
 Und bald durch alle Lande fliegen.  
 Doch wie, wenn aus der Brunnen tränket,  
 Man seines Urquells nicht gedenket,  
 So wird, wenn künftig in der Welt  
 Ein neues Lied von mir gefällt,  
 Wohl keiner von den klugen Leuten  
 Versteh'n, des Liedes Quell zu deuten.  
 Man denkt nicht an die kleine Hand  
 Die gierlich schrieb, was ich empfand —  
 Nicht an das dunkle Augenpaar,  
 Das meines Liebes Leuchten war.

Friedrich Bodenstedt.

## Allein.

Wenn Herzen sich verstehen,  
 Da muß kein drittes sein,  
 Kein Kommen und kein Gehen —  
 Wahr liebt sich's nur allein!

Wenn Herzen sich verletzen,  
 Da muß kein Andres sein,  
 Kein Suchen, Jagen, Betten,  
 Als treue Lieb' allein!

Wenn Herzen sich verschlingen,  
 Da muß kein Mittler sein.  
 Ihr Paradies erringen  
 Die Liebenden allein!

Emil Zaubert.

## Am Mitternacht.

Die Mitternacht mit Geistergange  
 Schwebt in mein Zimmer erst herein.  
 Es brennt mein Puls, heiß glüht die Wange,  
 Still lösch' ich meiner Lampe Schein.

Im scheuen Flimmerstrahl der Sterne  
 Ersehn' ich — und erblick' ich Dich!  
 Ob dich am Tag verhüllt die Ferne,  
 — Um Mitternacht beglückst Du mich.

Zubrünstig breit' ich aus die Arme —  
 Und sieh! Es ist kein Sinnentzug!  
 Dein Odem war's, der sehnsuchtswarmer,  
 Der glühend an die Stirn mir schlug.

O nicht, daß ich die Luft umfassen,  
 Nicht wesenlosen, froß'gen Schein!  
 Du bist es selbst, Dein dies Verlangen,  
 Und diese tausend Reize Dein!

Der Sehnsucht glückt es, Dich zu halten;  
 Dein Busen wird mir zum Altar,  
 Darauf die Hände stumm sich falten;  
 Und mich umfließt Dein duftend Haar!

Gott schuf den Menschen aus der Erde. —  
 O Luft des nächtigen Gesichts!  
 Kühn spricht die Phantasie ihr „Werde“  
 Und schafft Dich, Freundin, aus dem Nichts!

Und hätte Dich mit dunklen Händen  
 Der Freier Tod dem Licht entrückt: —  
 Du steigst aus Deines Sarges Wänden,  
 Daß mich Dein Liebreiz neu beglückt!

Der Sehnsucht mußt Du auferstehen,  
 Sie gräbt Dich aus dem Todesdach!  
 Und mußt ich Tags in Schmerz vergehen, —  
 Mein bist Du, mein um Ritternacht!

**Emil Taubert.**

## Die Geschichte von zehntausend Gulden.

Von Alfred Reißner.

Der Stich des Alten!  
Verdi's Rigoletto.

In unserer Zeit, die einen ausschließlich finanziellen und merkantilen Zug an sich hat, werden Liebesgeschichten binnen Kurzem kaum noch auf ein Publikum von Schülern und Backfischen zählen können; bei allen übrigen Leuten erregen sie schon jetzt nur die Empfindung der Langeweile. Das wissen Alle, nur die poetischen Träumer merken das nicht, die in der alten Weise zu schreiben fortfahren und sich dann über die Theilnahmslosigkeit des Publikums beschweren.

Und so glaube ich denn völlig im Geiste der Epoche zu wirken, wenn ich eine Geschichte niederschreibe, in welcher einzig und allein vom Gelde die Rede ist. Der Roman der Zukunft wird kein anderer als der Geldgeschäftsroman sein. In diesem werden Finanzoperationen die alten romantischen Uebel ersetzen. Wenn in ihm von Liebe und Eifersucht, von Principien und Ueberzeugungen herzlich wenig die Rede sein wird, so wird dagegen z. B. der Arbitrage ihr mächtiger Einfluß aufs Privatleben gewahrt sein. Das Schicksal der Staaten, das Glück oder der Untergang der Staatsmänner wird als von der Einführung oder Nichtführung verschiedener Währungen abhängig gezeigt werden. Der erste Schriftsteller, der ganz und vollständig diesen Weg einschlägt, wird einen großen Erfolg zu verzeichnen haben. Ich aber werde mir sagen dürfen, daß ich diese Richtung bereits im Kleinen angedeutet.

Der Schriftsteller Leander hatte endlich — es sind jetzt fünfzehn Jahre her — durch große und anhaltende Anstrengung eine Summe zusammengebracht, die ihm ein kleines Vermögen repräsentirte. Zehntausend Gulden, mit der Feder erworben — Jeder weiß, daß das in unserem lieben, den Bücherkauf scheuenden Deutschland nichts Kleines bedeutet! Nicht selten hatte Pegasus ins Joch gespannt werden müssen, während er sich lieber auf frischer Wiese getummelt hätte. Nun aber war ein Kapital beisammen, das menschlicher Berechnung zufolge, vorerst fünfshundert Gulden jährlicher Rente abwerfen sollte, für die Zukunft aber den Preis eines kleinen netten gartenumschlossenen Häuschens repräsentirte — man denke sich das Behagen, mit dem Leander in die Zukunft blickte!

Aber wie und wo sie anlegen, diese Zehntausend? Man warnte den Unerfahrenen vor dem Ankauf von Staats- oder Eisenbahnpapieren und rieth ihm, die Summe auf sichere

Hypothek zu legen. Was ist nun aber sicherer, als ein großes Haus in einer großen Stadt, zumal wenn das Kapital recht obenan zu stehen kommt? Pupillarische Sicherheit! Das klingt herrlich. Das weckt Vertrauen.

Die Gelegenheit zu solcher Anlage fand sich bald. Das große, feste, dreistöckige, über dreihunderttausend Gulden geschätzte Haus eines vieljährigen Bekannten bot die Hypothek. Leander sagte die Summe zu.

Es ging nicht ohne Ahnung dessen, was kommen sollte, ab. Leander pflegte um jene Zeit im Kaffeehause fast jeden Abend eine Partie Domino mit einem kleinen greisen Geschäftsmann zu spielen; ich weiß nicht mehr, wie er dazu kam, diesem zu sagen, daß er morgen zehntausend Gulden anlege.

„Auf Hypothek!“ rief dieser. „O weh, o weh!“

„Die Hypothek ist sicher,“ sagte Leander.

„Was ist sicher? Daß man das Geld weggibt, ist sicher, aber ob und wann man es je wieder sieht? O weh! O weh! . . .“

Am andern Tage wurde das Geld auf den Tisch gezählt, und ein paar Monate ging alles gut. Nach Verlauf des ersten Halbjahres gingen die Zinsen ein. Doch schon war ein Unheil im Gange. Der Besitzer des Hauses hatte die Leidenschaft der Spekulation, die Manie Baupläge zu kaufen und darauf Häuser zu bauen. Er kam in die Klemme und beschloß, das Haus Nr. 999, auf dem Leander's Hypothek ruhte, zu verkaufen.

Von nun an ward Alles anders.

Der Käufer des Hauses hieß Samuel Reises und war — ein Menschenfreund. Sein Beruf: armen Leuten, die in Bedrängniß, durch Darlehen zu helfen. Er war groß in seinem Fache und sein Name allbekannt. Unter sich hatte er eine ganze Armee von Aposteln, welche die Armuth und Noth, die ja gerne im Schatten und in der Verborgenheit bleiben, aufsuchten, und, des Menschenherzens unaussrottbare Hoffnung auf Besserung benützend, kleine Leute bewogen, gewisse Papierstreifen, Wechsel genannt, zu unterschreiben, womit ihnen allerdings vorläufig geholfen war, wogegen ihnen aber nur allzubald, wenn der Zeitpunkt des Zahlens eingetreten war, der sie in der Regel so mittellos vorfand, wie sie ehemals gewesen, Mobilien und sonstige Habe weggenommen wurde. Solche Missionäre arbeiteten unter Samuel's Leitung Tag für Tag seit vielen Jahren und wie es Aposteln der Liebe in der bösen Welt oft schlecht geht, waren sie übel beleumundet und waren auch vor Verfolgungen, Bedrohungen und persönlichen Insulten nicht sicher. Man nannte sie Handlanger des schöndesten Wucherers und spie vor ihnen aus. Und wie denn die Staatsgewalt oft gegen Träger philanthropischer Ideen verstoßt und böse ist, so war auch Samuel wiederholt mit dieser in Conflict gekommen und bereits ein paar Mal ein Bißchen ins Zuchthaus hineingerathen. Daß aber dies geschehen konnte, ist kaum begreiflich. Ein so kluger Mann wie Samuel Reises hätte doch wissen sollen, daß man nicht gar zu plump zugreifen darf, und daß dem Klugen Wege genug offen stehen, ohne Gefahr sich zu bereichern. Samuel mußte wohl, — besonders in früherer Zeit, in der ersten Hälfte seiner Carrière — an einer völlig rücksichtslosen Passion, den Mitmenschen zu helfen, gelitten haben, an einer Passion, die ihn alle Schranken der Vorsicht außer Acht haben ließ . . . . .

Bei der Nachricht, daß Samuel Reises das Haus Nr. 999 erstanden, ergriff Alle, die darauf Kapitalien stehen hatten, ein bängliches Gefühl. Die Krallen dieses Menichen,



das wußte man, waren eifern und konnten nur zugreifen, nicht auszahlen. Verpflichtungen existirten überhaupt nicht für ihn. Und es kam, wie man geahnt. Der Zinsetermin ging vorüber, ohne daß Zinsen eingetroffen wären. Nun schrieb man erst drängende, dann grobe Briefe. Sie blieben unbeantwortet. Man wartete noch ein paar Monate, dann schritt man zur Klage. Die zwangsweise Feilbietung des Hauses wurde verlangt.

Endlich, endlich wurde sie bewilligt. Es rückten die Licitationstermine heran, in Abständen von Vierteljahren, endlich der dritte, der entscheidende. Das Haus wurde versteigert und es stellte sich heraus, daß — Frau Rebekka Keises es erstanden.

Durfte man nun wieder hoffen? Nein, gewiß nicht, die Sache ging wieder von vorn an. Von Frau Rebekka war ebenso wenig Geld zu erhalten, wie von ihrem Gatten. Man mußte die juristischen Angriffe gegen die wenig veränderte Adresse richten. Neues Drängen um executiv Feilbietung, endlich die Bewilligung dazu, mit dem Luxus der dreimonatlichen Fristen! Das dritte Jahr stand vor der Thüre und am letzten Licitationstage war das Haus wieder — in Samuel's Hand.

Er hatte ausgerechnet, daß dies System trotz aller beim Verkauf zu zahlenden Tagen und aller Advokatenkosten ihm immer noch einen Gewinn abwarf. Die Miethspartien im Hause 999 waren sämmtlich gesteiigert worden; ihr Zins ging ruhig und stetig ein, während nach außen nichts gezahlt wurde.

Und durch alle diese Vorgänge hatte der Menschenfreund Keises einen solchen Wirrwarr zu schaffen gewußt, daß selbst rascher arbeitende Aemter durch die gehäuften Rechnungen in Verlegenheit und Bedrängniß gekommen wären, um wie viel mehr überbürdete und an Schlenndrian gewöhnte! Die Steuerbeamten schienen über diesen verwickelten Casus ganz confus geworden zu sein. Alle Halbjahre erhielten die Gläubiger statt der gehofften Zinsen zuerst einzelne Blätter, dann dicke Hefte gerichtlicher Zustellungen, aus denen man nur das erfaß, daß die Angelegenheit mit dem Hause Nr. 999 sich immer mehr verwickelte als klärte.

Als das so fortging, rieth man Veander, den Herrn „Sekretär“, der diese Sache unter sich hatte, zu sprechen. Das kleine Männchen hörte die Darstellung geduldig und sein lächelnd an.

„Darauf, ich meine auf derlei Verzögerungen,“ sagte er schließlich, „muß man gefaßt sein, wenn man Geld aus der Hand gibt. Eher könnten die Gerichte sich über den Mann beschweren, der ihnen so viel Rechnereien macht. Aber — was wollen Sie? In dieser Welt heißt es seinen Vortheil nützen. Der Mann, über den Sie sich beklagen, bewegt sich auf legalem Boden. Niemand kann ihm verbieten, die Relicitation anzufuchen, wenn ihm der Kauf nicht zusagt, ebenso wenig seiner Frau, dasselbe Haus für sich zu erstehen, bei nun sich zeigenden Bedenken die Wiederveräußerung zu erstreben und so weiter. Es macht den Leuten viel Kosten! Ein Anderer, als eben Samuel Keises, der indeß hohe Procente zieht, könnte diesen Weg nicht einschlagen. Er kann es, denn er arbeitet gewiß mit hundert Procent. Die Herren Gläubiger, deren Auszahlung verzögert wird, kommen dabei zu kurz. Es ist ihre Sache, ihre Sache! Darauf muß man, wie gesagt, gefaßt sein, wenn man Geld aus der Hand gibt. Ich kann Ihnen aber zum Troste sagen, daß Samuel Keises binnen kurzem angewiesen werden wird, die Zinsen für alle seine Gläubiger bis zur Abwicklung der Angelegenheit in das Depositenamt zu legen.“

Und so geschah's endlich. Die Zinsen gingen schließlich beim Depositenamte ein.

Damit war allerdings dem, der eine Rente von seinem Gelde sehen wollte, wenig gedient, denn der Betrag ließ sich vorerst nicht erheben; es war aber immerhin angenehmer, sein Geld im Kasten des Amtes, als bloß im Notizbuch des Menschenfreundes angemerkt zu wissen.

Daß diese Niederlegung des Geldes bei einem Manne wie Samuel Keifes nicht ohne ein Kennzeichen seines eigenthümlichen Genies vor sich gehen konnte, ist selbstverständlich. Er pflegte die Zinsen der vielen besondern auf seinem Hause verbücherten Kapitalien in vollen Summen auszugeben, worauf das Gericht zu controliren hatte, wieviel auf die einzelnen Posten entfalle. Jedesmal gab es von seiner Seite eine irrige Berechnung, die wieder zu Ausstellungen und Bemängelungen, somit zur Verzögerung der schließlichen Abwicklung führen mußte.

Drei volle Jahre waren vergangen, seitdem Leander die letzten Zinsen bezogen. Das Geld lag noch immer in der amtlichen Geldkiste. Oft dachte er: ich halte es aus, mir schadet dies diabolische Gebahren eigentlich nicht viel. Warum? Weil ich mir fort und fort durch Arbeit mein Brod verdiene. Ich verliere nichts, außer etwa Zinsezinsen. Wie aber, wenn jene Zehntausend das Vermögen einer Wittve mit unmündigen Kindern, eines arbeitsunfähigen Greises ausmachten? Was dann? Solche Personen wären, trotzdem sie Besitzer eines kleinen, sicherangelegten Vermögens wären, verloren und müßten zu Borg und fremder Leute Hilfe ihre Zuflucht nehmen. Hunger und Noth wären gleichzeitig mit Samuel's Besitzergreifung in ihre Wohnung eingezogen, ihre Existenz wäre untergraben . . . Und was nützte ihnen alle Sicherheit des Pfandes, da doch das Kapital bei dem notorischen Charakter des Hypothekbesizers gar nicht einmal abzutreten ist?

Ja, ich trage es noch leicht, sagte Leander zu sich. Nur ermüden darf ich nicht, das ist die Bedingung! Ich gehe aus dieser Krise nur unter der Bedingung ungefährdet hervor, daß ich nie erkrankte, nie ermatte und meinem Kopfe nie die Einfälle fehlen. Ich hab den Vater Apoll täglich um Gesundheit zu bitten. Heute besitze ich sie. Aber wer bürgt mir für morgen?

Plötzlich kam Leander der Gedanke, den Mann sich anzusehn, der ihm so viele böse Stunden bereitet. Es reizte ihn, eine Persönlichkeit zu betrachten, neben der, der allgemeinen Aussagen nach, Sphosod ein jovialer Bondivant sein sollte. Welcher Mensch hat nicht, als er in den Wiener Blättern von Gisel Willensfeld gelesen, den Wunsch verspürt, solch eine Bestie kennen zu lernen, zumal wenn er ein Schriftsteller, durch Anlage und Profession ein Schilderer? Wer eiserne Stiefel an hat, mag auch ein Krokodil in seinem Röhricht auffuchen.

An einem jener heißen, brennenden Julinachmittage, die eine Art Fieber im Blute erzeugen, machte sich Leander auf den Weg und betrat die Räume des Hauses, auf dem sein Kapital stand.

Dies Haus glich in keiner Hinsicht dem sonst in Büchern üblichen Hause des Bucherers. Der alte, in Romanen vorkommende Geldjude (fenerator judaeus romanticus) haust regelmäßig in einem kleinen, düstern, engen, naßkalten, abgelegenen Winkelgäßchen. Sein Haus hat vergitterte, halberblindete Fenster und der Eintretende wird durch einen Schalter gemustert, ehe die Thüre sich vor ihm öffnet. Hier fand Leander ein offnes Thor, einen kühlen Borraum, eine breite steinerne Treppe und doch Alles schließlichs anders, als er glaubte und — höchst interessant.

Er war ins erste Stockwerk gewiesen worden und trat durch eine Reihe kleiner,

völlig leerer Zimmer in einen großen Empfangssaal, der von Menschen voll war. Das Allererste, was beim Eintritt in diesen Raum auffiel, war ein schmales, ordinäres Bett, das ein mit Glasleinwand bezogener Rahmen deckte und in eine Art Tisch oder Kommode verwandelte. Hier standen fünfunddreißig bis vierzig Cylinderhüte neben einander, jeder alt, abgetragen, schmutzig, schweißig, durch Veralkung grotesk, fast jeder derselben wäre ein Acquisition für einen Komiker gewesen. Mancher dieser Hüte, wie vom Düngerhaufen aufgesehen, mochte seine zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre regelmäßigen Dienstes zählen. Diese fünfunddreißig bis vierzig Hüte gehörten ebenso vielen Männern, die alle, in ein Rudel zusammengedrängt, hier antichambrierten. Es waren ohne Ausnahme Ghetto-Gestalten, keinen einzigen von allen hätte irgend ein Portier dieser Welt unangefochten über die Treppe eines anständigen Hauses gelassen. Die meisten waren Greise, abgelebte Galtengesichter mit langen Nasen und gerötheten Triefaugen. Alle trugen schmierige, veraltete Röcke. Es waren die Missionäre Samuel's. Alle schwiigten, denn es war sehr heiß, ab und zu wischte sich der und jener den kahlen Scheitel mit einem schmutzigen lattenenen Schnupstuch, und alle zusammen rochen sehr übel. Die meisten hielten einen Papierstreifen in der Hand, andere hielten eine schmutzige Brieftasche zwischen den gekrampften Fingern fest. Fast jeder gestikulirte in der nervösen Art, wie es dem Samen Abraham's eigenthümlich, fast jeder wollte mit seinem Nachbar reden, alle aber wurden — wunderbar — im Zaume gehalten durch einen dienenden Greis, der sie fortwährend, wie ein Schäferhund seine Heerde, umkreiste und von fünf zu fünf Minuten mit geschwungener Hand ausrief:

„Pfi! Pfi! Er schloost!“

Dieser Diener wieder war eine merkwürdige Gestalt. Er ging trotz der herrschenden tropischen Hitze in einem schweren Winterüberrock umher, der alle Farben der Wandtapete an sich trug. Denn seltsam, er hatte die Gewohnheit, sobald er sein „Pfi! Pfi! Er schloost!“ ausgestoßen, gegen die Wand zurückzufallen und sich längs dieser weiterzuschieben, bis er die Heerde umkreist hatte und auf der andern Seite wieder auftauchend, sein „Pfi! Pfi!“ ertönen ließ.

Da sich im ganzen Zimmer außer dem besagten Bett kein Möbel, sei's Tisch oder Stuhl, befand, war ihm das Kutschen längs der Wand sehr erleichtert.

Merkwürdig stach von dieser Bande grotesker Hebräer die Gestalt eines elegant, ja gedekont gestleideten jungen Mannes — des einzigen Christen in dieser Genossenschaft — ab, der, einen Rasentkammer mit blauen Gläsern am schwarzen Bande auf der erhobenen Nase, in souveräner Ruhe dastand. Er, der einzige von allen, hatte seinen Hut — es war ein seidenglänzender Cylinder — nicht abgelegt, sei's, daß er fürchtete, er könne ihm gestohlen werden, sei's, daß ihm die Nachbarschaft der übrigen Hüte nicht behagte. Er hielt ihn ruhig unter dem malerisch gebogenen Arm, mit den leicht auf die Hüfte gestützten Fingern.

Dieser elegante junge Mann war der unentbehrliche doctor juris, der das Nöthige mit den täglich einlaufenden und zu protestirenden Wechsellern vorzunehmen hatte.

Es ist nicht Jedermanns Sache, bei einem emeritirten Buchthäusler zu antichambriren. Als Leander den ihm so neuen und fremden Anblick so lange als nöthig angesehen, um ihn für immer seinem Gedächtnisse einzuprägen, ging er auf die ihm entgegenstehende Thür los und klopfte sehr vernehmbar.

Mit erschrockenem Gesicht eilte der Thürhüter herbei, Schauder ob der vertwegenen,

nicht mehr rückgängig zu machenden That malte sich in den Zügen der fünfunddreißig bis vierzig Hebräer — doch schon ging die Thüre auf und der über sein Gewerkschein empörte Samuel Reises erschien auf der Schwelle.

Es war die hohe Gestalt eines alten Mannes, die vor Leander stand. Der Kopf mit der Glatze, über die sich ein paar graue Haarbüschel sträubten, mit der langen Nase und dem schiefen Munde, der nur hündisch zu schmeicheln oder zornig zu geifern gewohnt, war in seinem Totaleindruck scheußlich. Mit sich selbst uneins, ob er, nachdem sich Leander genannt, leutfelig lächeln oder sich ein Kir geben sollte, lud er den Besucher in sein Arbeitszimmer ein und bot einen Stuhl.

Es war ein hohes Gemach, in welchem sich Leander umgab. Die Rouleaux waren allenthalben heruntergelassen. Die Möbel, offenbar aus der früher bewohnten Spekulante herübergenommen, nahmen sich in den vornehmen Räumen seltsam genug aus. Seitwärts, in einer Ecke, war ein eisernes Spind größten Formats zu schauen; auf einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, lagen diverse Pakete unter Briefbeschwerern.

Samuel hatte sich aufgerichtet, er machte mit der Rechten eine hoheitvolle Bewegung und fragte, nachdem er Leander von oben bis unten gemessen mit schnarrender Stimme:

„Womit kann ich helfen?“

Leander lächelte.

„Ich habe zehntausend Gulden auf Ihrem Hause stehen und habe seit drei vollen Jahren keine Zinsen gesehen. Sie wissen durch allerlei Künste die Rückzahlung des Kapitals zurückzuschieben. Ich frage Sie: wann werde ich zu meinem Kapital oder mindestens zur Erhebung der Zinsen gelangen?“

Für die Raivetät dieser Frage hatte Samuel nur ein Lächeln bereit, wie etwa Polyphem für Odysseus.

„Herr,“ sagte er, „diese Frage müssen Sie an die Gerichte stellen, nicht an mich. Ich werde zahlen, wenn ich zahlen muß; keine Stunde, keine Minute früher. Wenn Sie so neugierig sind, Jahr, Tag und Stunde zu wissen, fragen Sie“ — er sicherte — „das Gericht!“

„Das Gericht!“ rief Leander empört. „Sie haben es zum Narren. Jede Anordnung, die der Gesetzgeber zum Schutze des Bedrängten aufgestellt, ist Ihnen zum Schlupfwinkel geworden, in dem Sie unsichtbar werden. Für jede Thüre haben Sie einen Nachschlüssel zu schmieden verstanden und verhöhnern so die Justiz auf ihrem eigenen Boden. Ich sehe schon, Herr Reises, das einzige Mittel, mit Ihnen zu verfahren, sollte der Knüttel oder die vorgehaltene Pistole sein . . . Sie lächeln? . . . Hören Sie, Scheußlicher, was ich Ihnen sage: Ein Mensch, wie Sie, sollte nirgends sicher sein. Nicht auf der Straße, wo er allenthalben auf jedem Schritt die Opfer wiederfindet, die er um ihre Pfänder gepresst, nicht auf seinem Zimmer, wo er unter seinen zusammengerafften Schätzen haßt.“

„Sie sehen, ich fürchte mich nicht, auch nicht vor Ihnen, auf meinem Zimmer und allein!“ entgegnete der Jude. „Und doch treffen Sie mich“ — er lächelte wieder und zwar mit einem Anflug von Hochmuth — „gerade ungewöhnlich bei Gelde . . . Es wäre mir ein Leichtes, Sie augenblicklich zu befriedigen. Sehen Sie hieher“ — er ging an den zunächststehenden Tisch und hob die Briefbeschwerer von den diversen Papieren, die sich als Banknotenhaufen erwiesen — „auf diesem Tische liegen siebentzigtausend

Gulden! Aber soll ich zahlen, ehe ich zahlen muß? Sie werden müssen Geduld haben. Alle werden müssen Geduld haben, die meine Gläubiger heißen."

"Ich sehe," erwiderte Leander nach einer Pause der Bertwunderung, „daß Ihre Glaubensgenossen nicht unrecht haben, wenn sie vor Ihnen ausspucken" . . . .

Keifes fühlte sich bei diesen Worten von einer großen Heiterkeit angewandelt.

„Warum sollen sie nicht ausspucken, wenn es erleichtert ihr Herz? Uebrigens, junger Mann, nehme ich Ihnen Ihren Zorn nicht übel. Geld erwarten, das nicht kommt, macht verdrießlich. Vielleicht sind Sie sogar in Verlegenheit. Hören Sie was. Sie können von mir immer Geld bekommen, wenn Sie welches brauchen. Es wird Ihnen sogar weniger kosten bei mir, als einem Andern.“

„Schon gut. Sie hören bald wieder von mir.“

„Nichts, was ich übel nehmen werde, nichts!“ lächelte Keifes verbindlich, indem er sich verbeugte.

Er griff nach einer Klingel und läutete.

Der Thürhüter im viden Winterrode trat ein.

„Kummer Eins kann eintreten," sagte Keifes. „Ich bin fertig mit diesem Herrn.“

Was sollte Leander thun? Er ging. Außer der ästhetischen Genußthuung, einen Charakter gesehen zu haben, trug er von seinem Besuche nichts davon.

„Da habe ich einen alten Molochsdiener gesehen," dachte Leander auf dem Rückwege, „dem nur in der Hand das bluttriefende Messer fehlt. Nein, ganz geht der Volksinstinct nie fehl! Welche grotesken unheimlichen Bilder des Juden, des echten mittelalterlichen Juden leben in der Volkssage, bei Shakespeare, Marlowe und hundert andern Dichtern . . . Und es gibt noch Mammuths, welche die große Ueberschwemmung überlebt haben!“

Am selben Abend traf Leander mit dem alten Dominospießer im Kaffeehause zusammen. Er erzählte, daß er Samuel Keifes kennen gelernt.

Der Alte erschrak. „O weh, o weh!“ rief er im Ton der Besorgniß.

„Rein, nein," sagte Leander. „Nicht um zu pumpen, um Geld zu holen war ich bei ihm. Der Gläubiger so Vieles ist mein Schuldner.“

Und er begann den Zusammenhang der Dinge zu erzählen.

„O weh! O weh!“ klagte der Alte nach wie vor.

„Sie scheinen mancherlei von ihm zu wissen!“ fragte Leander.

„Wie sollte ich nicht," sagte der Greis. „Schon seinen Vater habe ich gekannt. Er handelte mit Jellen. Und ich weiß mich noch zu erinnern, als wäre es gestern gewesen, wie vor bald achtundvierzig Jahren am Ostersfeste die Vorhänge zu brennen anfangen in der Synagoge und ein furchtbares Gedränge entstand. Und der alte Josua Keifes, der in der Bank stand und nicht heraus konnte, fing an zu strampeln mit den Füßen und Beinen wie verrückt und begann zu vermaledeien. Denn Jemand, den er nicht sah, hatte die Verwirrung benützt und war unter die Bank gekrochen und löste ihm die silbernen Schnallen aus den Schuhen. Und der Alte wußte was ihm geschah und konnte es nicht hindern. Aber es gelang ihm doch den unbekanntem Galgenstrick mit einem Fußtritt zu zeichnen . . . Und der Galgenstrick war sein eigener Sohn und seitdem hat Samuel einen weißen Stern im Auge . . . .“

So der Alte. Und er wußte noch manche Anekdote.

Wieder verging ein Jahr. Noch immer war Leander's Kapital vor Ablauf und Abwicklung sämmtlicher Relicitationsangelegenheiten nicht zu kündigen, doch waren in

Folge einer geschlossenen gerichtlichen Abrechnung die zurückgelegten Zinsen gegen eine Eingabe an die Depositentkasse zu erheben.

Da hatte Leander seine gute Anlage! Mit den zweideutigsten Papieren — wären es nur türkische, ägyptische, maroccanische gewesen — hatte er ein Geschäft gemacht, die Hypothek mit pupillarischer Sicherheit dagegen veranlaßte nur Aerger und Advokatenrechnungen und ließ den Armen fortwährend am Faden der Erwartung zappeln. Gewiß, Leander war nicht prädestinirt, Kapitalist zu werden! Auf anscheinend sicherstem Boden war er durchgebrochen und in eine Grube gefallen.

Zwei Jahre später — so langsam ist der Schritt der Göttin Justitia — war endlich die Möglichkeit da, das Kapital zu kündigen. Leander notificirte es dem Advokaten Samuel's. Dieser, der dem Leser bereits bekannte junge Mann mit dem Zwider erwiderte:

„Herr Samuel Reises bietet Ihnen neuntausend Gulden, wenn Sie über zehntausend quittiren. Gehen Sie auf diesen Vorschlag ein, so wird Ihnen die Summe mit Postwendung zukommen. Im Falle Sie auf Rückzahlung der vollen Summe bestehen, wozu Sie allerdings berechtigt sind, dürfte, wie ich Ihnen in bester Wohlmeinung anzeige, die Rückzahlung nur langsam vor sich gehen und wahrscheinlich auf Hindernisse stoßen.“

Da sah man wieder den Meister! Nach allem Aerger und Verlust sollte Leander noch den zehnten Theil seines Geldes dem unerfättlichen Holophernes opfern. Der Hinweis auf die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung war die Daumschraube, mit der man drohte.

Die tiefste Verstimmung bemächtigte sich Leander's, müde stützte er den Kopf mit den Händen.

„So kämpfe ich nun,“ sagte er zu sich, „sieben Jahre um Rückerstattung meines Geldes — es ist fast härter und schwerer wieder zurückzuerlangen, als es zu verdienen war. O du unbedachte Stunde, da ich die Summe aufzählte und ein Rentier zu werden gedachte! Sehe ich meine Zehntausend jemals wieder? Bau ich mir je mein Haus damit, mein Haus unter den grünen Bäumen? Ich weiß nicht. Alle juristischen Kniffe, alle Spitzfindigkeiten kommen in Anwendung — und ich bin wehrlos. Der Feind benützt mit gerabezu genialer Taktik die Unebenheiten des legalen Bodens — wo finde ich Hilfe? O diese moderne Gesetzgebung! Immer besorgt, den Herren Uebelthätern ihr Loos erträglicher und erträglicher zu machen, gibt sie dem in ihre Hände Gerathenen meist nur die zweifelhafte Genugthuung, sich selbst der begangenen Unvorsichtigkeit anklagen zu dürfen und kommt mit ihrem Schutze meist erst dann heran, wenn der Schutzsuchende nicht mehr ist. . . . Ich weiß solche Exempel die Menge. . .“

„Doch —“ rief er plötzlich, „bin ich denn wirklich so wehrlos, daß mich der Schurke verhöhnen darf? Auf, Muthloser, auf! Laß Dame Justitia bei Seite und bekämpfe das Unthier mit deinen eigensten, mit deinen angeborenen Waffen. . . .“

Als Leander so zu sich gesprochen, wich aller Kleinmuth von ihm. Er begann von da ab stundenlang in seinem Zimmer umherzugehen. Eine Woche später setzte er sich zu einer Arbeit nieder, die ihn täglich mehrere Stunden festhielt. Die geleseste Zeitung der Provinz begann einen neuen Roman aus seiner Feder zu publiciren.

Schon in den ersten Kapiteln rückte die unheimliche Figur des Bucherers vor die Lampen. Ein grimmiger Haß hatte mitgeholfen, die Persönlichkeit zu zeichnen und gehörig zu beleuchten. Es war ein freudiger Moment für Leander, als er die erste Partie gedruckt vor sich sah, die Wirkung im Geiste maß, und die Blätter zusammensetzte, um sie unter Kreuzband an Herrn Samuel Reises abzusenden.

Die Blätter waren kaum abgegangen, als Freunde Leander's bei diesem eintraten. Sie meldeten, daß die ersten Nummern des Romans Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs seien, waren aber einstimmig in der Aeußerung von Besorgnissen.

„Sie sind zu weit gegangen,“ sagte der Eine, „Sie haben einem leidenschaftlichen Haffe allzusehr die Zügel schießen lassen. Sie bursten den Mann als Studienkopf benutzen. Sie aber haben ein Portrait geliefert, das Jedermann erkennt. Sie haben Ort, Person, Wohnung, Nebenumstände gar zu wenig verschleiert. Wenn der Mensch Klage führt, verlieren Sie den Proceß. Sie hätten das Preßgesetz vorher nachlesen sollen.“

„Bedenken Sie nur,“ setzte der Andere, ein Jurist, hinzu, „daß man Niemandem eine überstandene Strafe vorwerfen darf. Sie haben an mehreren Stellen darauf angepielt, daß er im Zuchthause gefesselt ist. Das kehrt sich gegen Sie.“

„Ich kann Geschehenes nicht ungeschehen machen,“ meinte Leander „und muß ruhig abwarten, was da kömmt.“

Die Freunde entfernten sich. Es wurde aber in den folgenden Tagen soviel über die Angelegenheit gesprochen, sie machte so viel Aufsehen, daß Leander eine Vorladung vor Gericht gewärtig sein mußte.

Das war er auch.

Indessen kam etwas ganz Anderes, ein Brief von Samuel Reises, der folgendermaßen lautete:

„Schätzbarer Herr!

Ich möchte um jeden Preis gefällig sein einem Mann von der Feder, den ich aus seinen geistreichen Schriften habe kennen lernen. Wozu aber, gnädiger Herr, bestehen Sie auf die Rückzahlung Ihres Kapitals? ich biete Ihnen eine Verzinsung mit acht Procent, wenn Sie dasselbe auf meinem Hause belassen“ . . . . .

„Das ist stark,“ rief Leander. „Der Kerl weiß gar nicht wie unverschämt er ist. Er will mich seinem scheußlichen Gewinn associiren! Soll ich ihm antworten? Nein. Meine Antwort soll er in den nächsten Kapiteln meines Romans finden.“

Am Abend des Tags, an welchem diese erschienen waren, trat Leander's Advokat, ein Blatt in der Hand, in aufgeregter Stimmung bei seinem Klienten ein.

„Sie haben,“ rief er, „mit Ihrer Feder mehr zu Stande gebracht, als ich mit der meinigen. Lesen Sie dies Blatt! Samuel Reises kriecht zum Kreuze. Er bittet mich morgen bei ihm zu erscheinen, um das Kapital in Empfang zu nehmen.“

„Victoria! Wie blasen Victoria!“ rief Leander. „Gleich stelle ich Ihnen die darauf bezügliche Vollmacht aus.“

Die nächsten vierundzwanzig Stunden vergingen ihm in begreiflicher Aufregung.

„Hat er gezahlt?“ war Leander's erstes Wort an den Advokaten, als er gegen Abend in dessen Kanzlei erschien.

„Ja, er hat gezahlt,“ erwiderte der Doctor. „Da auf dem Tische liegt das Geld!“ . . . . .

„Mit welcher Miene gab er es her?“ fragte Leander.

„Nun — unferneiner ist nicht abergläubisch,“ erwiderte der Doctor. „Gefucht hat er dabei ganz gehörig“ . . . . .

„Das sei ihm gestattet! Flüche sind böse Wünsche und schaden höchstens dem Fluchenden.“

„Er hat wirklich gethan,“ erzählte der Advokat, „als ob man ihm sein Eigenthum mit Gewalt entrippe, nicht, als ob Zahlen seine verdammte Schuldigkeit wäre.“

„Herr Leander zwingt mit recht bösen, bösen Mitteln, er zwingt mit schrecklichen Mitteln einen alten Mann herauszunehmen ein Kapital aus einem Geschäft, das ihn nährt mit den Seinigen. Er bringt ihn in die größte Bedrängniß. Er zapft ihm ab sein Blut, sein Herzblut. Er soll haben zurück sein Geld, aber es wird ihm nichts nützen, der Fluch eines alten Mannes liegt darauf, der grimmige Fluch! Gott hört die Klage des Greises!“

Indem der Advokat die Worte Samuel's wiederholte, verfiel er unwillkürlich in die Nachahmung seiner Sprechweise mit den nach oben verdrehten Augen. Die Umstehenden mußten lachen — aber das Lachen kam nicht vom Herzen.

„Und was machen wir jetzt mit dem Gelde, lieber Doktor?“ fragte Leander. „Es gilt dem Fluche kräftig entgegenzutreten.“

„Ich denke,“ erwiderte der Doktor, „wir stellen es auf ein Haus mit pupillarischer Sicherheit. Ich habe mehrere solche Posten in Bereitschaft.“

„Nein, lieber Doktor,“ sagte Leander. „Ich habe da meine gehörige Erfahrung. Die Sicherheit ist illusorisch. Das Kapital muß frei sein — ich muß es heben können, wenn ich's brauche. Sie wissen, ich denke an einen Hauskauf —“

„Nun gut,“ erwiderte der Advokat. „Dann übergeben Sie die Summe — sie ist jetzt ganz gehörig gewachsen — einem Bankhause.“

„Sie sollen Recht haben. So sei es. Was halten Sie von Rosenheim?“

„Ein verlässlicher Mann, vielfach decorirt, demnächst Baron“ . . .

„Ich habe schon eine kleine Summe bei ihm liegen.“

„Gut, legen Sie diese dazu. Der Mann ist verlässlich.“

Und das Geld wurde sofort an das Bankhaus geschickt, das noch andere Summen Leander's in Depot hatte.

Am andern Morgen schrieb das Haus an Leander:

„Wir hatten das Vergnügen, von Ew. Wohlgeboren gestern einen Betrag von zwölftausend Gulden zu empfangen. Aufgefordert, für diese Summe Papiere für Ihre Rechnung zu wählen, haben wir als Anlage Dortmunder Union Bergwerksactien ausersehen. Der Stand dieses allbeliebten, soliden Papiers ist zwar im Augenblicke ungewöhnlich hoch, was aber nichts zu sagen hat, da es allzeit verkäuflich ist und dem Papiere jedenfalls eine noch größere Hausse bevorsteht.“

Wir haben die angekauften Papiere laut beiliegender Rechnung Ihrem werthen Depot einkerbelt und zeichnen mit der Versicherung größter Achtung u. s. w.

Rosenheim und Comp.“

Wie freute sich Leander, dem alle Beschäftigung mit Geldsachen zuwider, ja verhasst war, der Wendung, welche die Dinge genommen! Er war zu seinem schwererworbenen und schwerzurückgestrittenen Kapital gelangt. Er hatte nun sein Geld in Depot bei Rosenheim, es lag in dessen festen, feuerichern Kellern, man löste ihm die Coupons ein und stellte sie ihm in Rechnung, er war, vom Augenblicke an da er ausruhen wollte, ein Rentier. Jede Sorge lag hinter ihm. Wenn er vom Krach vernahm, schüttelte er den Kopf und wünschte sich Glück, mit seiner Anlage im kräftig aufblühenden deutschen Reich geblieben zu sein, das, sittlicher Kraft voll, freudig auf die faulen Schwindelzustände an der blauen Donau herabsah, von denen er stets sich fern zu halten gewußt . . .

So vergingen Jahre, bis es Leander, der die Lectüre der Coursblätter stets streng gemieden, einfiel, sich nach dem Stand seiner Papiere zu erkundigen.



Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

„Zu unserem größten Leidwesen,“ schrieb Rosenheim, „haben Sie als Anlagekapital eines jener elenden Schwindelpapiere gewählt, die auf gewissenlose Weise künstlich in die Höhe getrieben, nun ihrem Schicksal verfallen sind. Ihre Actien sind auf den Cours von 10 Prozent herabgeworfen und sehen noch weiterer Baiſſe aller Wahrscheinlichkeit nach entgegen. Es war diesem Papier von allem Anfang an für jeden nicht allzu rosig sehenden Menschen das *noli me tangere* an die Stirne geschrieben, und wir bedauern u. s. w.“

So schrieb Rosenheim im poetischen Jargon der Börse und bedachte nicht, daß Leander noch, von derselben Hand geschrieben, das Blatt im Pult haben müsse, worin ein Lob der Dortmunder Union-Bergwerksactien gesungen war.

Leanders Kapital war verdunstet, in Luft aufgegangen, sein Plan des Hauskaufs eine Illusion. Weiter arbeiten ohne Raſt und Ermüdung mußte fortan seine Loſung sein.

Der Fluch des Alten war in Erfüllung gegangen!

Das ist die Geschichte von den zehntausend Gulden Leander's. Ihre Wahrheit kann ich verbürgen, denn — ich selbst bin Leander!

## An einer Wiege.

Solo-scene von Ernest Legouvé.

Deutsch von Gottlieb Ritter.

(Einzige autorisirte Uebersetzung. Nachdruck verboten. Aufführungsrecht vorbehalten.)

### Vorbemerkung.

Aus zahlreichen bei uns eingelaufenen Zuschriften von Freunden unseres Blattes, sowie aus der besonders großen Verbreitung, die unser letztes Heft gefunden hat, ersehen wir mit Vergnügen, daß die dort mitgetheilte Komödie von Ernest Legouvé mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist. Es freut uns daher doppelt, daß wir heute einen abermaligen Beitrag aus der berühmten Feder unseres französischen Mitarbeiters bringen können. Es ist eine ungedruckte Solo-scene in einem Akt, die ebenfalls in dem bereits erwähnten Théâtre de Campagne (Paris, Ollendorff.) erscheinen wird. Herr E. Legouvé schreibt über seine reizende Novität, die ohne Frage ein kleines Meisterstück in ihrem Genre ist, wie folgt:

„Hier haben Sie ein ganz kleines Stück, das nur eine Scene und nur eine Rolle hat; doch es ist eine sehr große Rolle, die ein ganzes Stück füllt. Meine einzige „Person“, meine Heldin hat zwanzig Jahre, einen Mann und ein Kind, aber es ist dennoch, was wir beim französischen Theater un rôle d'ingénue nennen, das heißt sie hat in den neuen Gefühlen, welche die Verheirathung und die Mutterchaft veranlassen, jenen Charakter der Keiweibheit beibehalten, der gewöhnlich nur den jungen Mädchen eigen ist. Sie ist eine kindliche Mutter, eine kindliche Gattin, eine kindliche eifersüchtige Frau. Kindlichkeit und Eifersucht, das sind freilich zwei Worte, die kaum gut zusammenpassen; aber gerade in der Vereinigung dieser zwei Widersprüche liegt die kleine Neuheit dieser Rolle, wenn sie wirklich neu ist. Mein Rath an meine Leserinnen oder Darstellerinnen geht dahin: Diese Rolle hat zwanzig Jahre; lesen oder spielen Sie sie, als ob sie nur sechzehn hätte.“

Es erübrigt uns hinzuzufügen, daß das eingelegte Lied von einem jungen Poeten, Sully-Prudhomme, gedichtet und von dem bekannten Componisten der „Mandolinata“ Baladische in Musik gesetzt ist. „Le vase brisé“ ist eines der populärsten Lieder des heutigen Frankreichs.

(Kleiner Salon. Ein Arbeitstischchen, worauf ein Portrait. Auf einem Stuhl ein Korgesetz. Thüre im Hintergrund, ein Fenster, das nach einem Garten geht, eine Seitenthüre.)

**Marie.** (Beim Aufgehen des Vorhanges steht sie auf der Schwelle der Seitenthüre und spricht in die Coullissen, wo man sich ein Kind in einer Wiege vorzustellen hat.) Vorwärts, seien Sie artig, mein Herr! Schlafen Sie! . . . (Kommt nach vorn.) Noch keine zwei Jahre ist er alt und schon ein Tyrann! Umso besser, das beweist, daß er Charakter haben wird. Ich liebe es sehr, wenn die Männer Charakter haben. (Undem sie ihre Arbeit auf dem Tisch zurecht legt.) Es ist erstaunlich, was man Alles schon in seinem Gesicht lesen kann. Vor Allem, ich weiß es gewiß: er wird ein Ehrenmann sein. Dieser klare Blick! . . . und so klug dabei! . . . diplomatisch! . . . Ah, wenn er je in eine Gesandtschaft eintritt, wird er sicher seinen Weg machen! Sehen wir, ob er eingeschlafen ist. (Geht zur Thüre und betrachtet das Kind in der Wiege.) Ja, schön! seine großen Augen sind aufgesperrt wie ein Wagenthür. (S. 64.) Das ist

artig von ihm, daß er nicht geschrien hat. (Zieht von Renen.) Oh, der Schlingel! . . . Ja, ja! . . . Ich verstehe! er will, daß ich ihn hole und die Wiege herein bringe! — Nein, mein Herr, nein! Sie werden in Ihrem Zimmer bleiben! (Wendet sich ein wenig.) Da seh' Einer diese stehenden Blicke! So träumerisch sieht er aus! Ich weiß nicht, wie die Frauen es anfangen werden, um ihn zu widerstehen. Versprechen Sie mir, daß Sie sogleich einschlafen, wenn ich Sie hole? Aber sogleich? Ja. Oh, ich weiß, Versprechungen, die kosten Sie nichts. Gut, wir werden ja sehen. Ich wills versuchen. Ihre Vorhänge werde ich aber schließen. Abgemacht? Ich komme. (Sie geht ins Nebenzimmer und kommt zurück, eine Wiege hinter sich ziehend.) Ist er schwer! Oh, er wird sehr stark sein! Uff! (Sie öffnet die Vorhänge der Wiege ein wenig und steckt den Kopf hinein.) Höörst Du wohl! Kein Wort und gleich schlafen! Was wollen Sie denn? Daß ich Sie küsse? Ei, das will ich schon. (Sie wirt, schließt die Vorhänge und setzt sich ans Arbeitstischchen.) Ich will für ihn arbeiten. Ein Häubchen mach' ich ihm. (Arbeitet.) Wenn ich früher an den kleinen Jungen dachte, den ich haben werde — denn ich war sicher, einen kleinen Jungen zu bekommen! — dann stellte ich mir ihn immer so etwa vierjährig vor. Und jetzt? Lieb' ich ihn viel mehr mit zwei Jahren. Er ist schon ein kleiner Junge und ist noch ein kleines Mädchen! Beweis: man kann ihm Häubchen machen. Dies da wird sehr hübsch. Er regt sich. (Erhebt sich und geht zur Wiege.) Nein, gewiß schläft er. Wie reizend es ist, so ein schlafendes Kind! Stellungen haben sie, von einer Erfindung! . . . (Sieht ihn an.) Da sehn Sie mal dieses Füßchen, das aus der Decke guckt, und dies Köpfschen, das sich in die Brust zu verfrachten scheint, wie ein Vogel in seinem Nest! . . . Und dies Beinchen . . . so rosig . . . so rund! . . . Wenn ich Beinchen sage, ja . . . Ja, die Beinchen eines Kindes gehen bis weit hinauf . . . Oh, aber nicht zu weit! Das ist zu weit . . . Mein Herr, mein Herr, das schickt sich nicht! Doch nein, es ist nicht wahr! es ist nicht unschicklich! Die Kinder sind nie unschicklich! Und selbst wenn sie nach hin . . . unanständig sind sie nie! Ihre Keckheit ist Keinheit, denn Unschuld und Lieblichkeit kleidet sie. Sie sind nicht nackt, sie sind ohne Schleier, wie ein Sonnenstrahl, der aus dem Nebel kommt, wie eine Blume, die aus ihrem Kelch tritt. (Satzend.) Ach, guter Gott! nun werde ich gar poetisch! Da sieht man, was so ein kleines Ingefeuer kann! . . . Ich weiß nicht, wie es die Frauen anfangen, die keine Kinder haben. Man sollte ein Mittel finden, damit die alten Jungfern keine Kinder hätten . . . in allen Ehen! (Satz inne.) Ich sprach zu laut. Ich habe ihn gemerkt. (Wagt zur Wiege.) Nein, seine Augen sind noch immer zu. Er lächelt. Wie er ihm gleicht! (Reht zum Tisch zurück und nimmt ihre Arbeit nieder. Pause.) Warum sollte er ihm nicht gleichen?! Seit bald drei Jahren, daß ich mit Paul verheirathet bin, bin ich keine Stunde, keine halbe Stunde gewesen, ohne an ihn zu denken. Ich sehe ihn ebenso gut, wenn er abwesend, als wenn er da ist. (Pause.) Verdient er so viel Liebe? . . . Da haben wir's, mein Fehler zeigt sich wieder! Paul behauptet, ich sei ein bißchen eifersüchtig! Eifersüchtig . . . O nein, nein! . . . Eifersüchtig sein, heißt: einen schlechten Charakter haben . . . den Geliebten quälen . . . Ich sah einmal ein Bild der Eifersucht. Sie war abscheulich! . . . Ich will nicht eifersüchtig sein! . . . Die Eifersucht! . . . Sie ist Liebe, die dem Haß gleicht, nur . . . nur . . . Ach, ich liebe Paul so sehr, daß ich immer fürchte, man nehme ihn mir. Und das ist doch nichts Schlechtes. Es ist so natürlich! Erstens ist Paul so hübsch, daß es unmöglich ist, daß nicht alle Frauen ihn bemerken. Zweitens fühle ich mich so ganz sein eigen, daß ich möchte, auch er wäre ganz, ganz mein. So zum Beispiel, wenn er jetzt hereintreten und zu mir sagen würde: „Wir verreisen gleich zweitausend Meilen weit, wir bleiben dort, ganz allein ohne unsere Freunde, ohne unsere Eltern, Du wirst nur mich und unsern Sohn sehen.“ Wäre ich unglücklich? . . . Das ist häßlich, was ich da sage, denn ich müßte doch Mama verlassen. Nein, ich hätte Beweissbisse, weil ich dann nicht traurig wäre . . . aber im Grund, ich wäre nämlich glücklich, weil ich dann alle Beide ganz allein hätte. (Zeigt auf die Wiege.) Ihn! . . . (Zeigt nach dem Fenster, das auf den Garten geht.) Und ihn! Er ist dort unten. Der Rauch seiner Cigarre sagt es mir. Wenn ich bedenke, daß ich jetzt finde, sein Tabak rieche angenehm! . . . (Mit einem Seufzer.) Ist er auch so? Nein! . . . Beweis: wenn ich auf dem Clavier eine falsche Note spiele, merkt er es immer. Mein Gott, ich weiß wohl, daß die Männer nicht so lieben können, wie wir, aber er hat mich im Anfang verwöhnt. Wenn er mir schrie . . . vor unserer Hochzeit . . . „Wenn Du nicht mein wirst, so tödte ich mich!“ Damals hätte er es gethan. Heute würde er's mir — noch immer schreiben, aber er thäte es nicht. (Pause.) Ich denke immer . . . an . . . an jene schöne Wittwe, Frau de Verdière . . . und wenn ich sehe, daß Paul sich ihr nähert . . . mit ihr spricht . . . (Erhebt sich.) Diese Frau de Verdière! . . . Eine ganz geschminkte Frau, die fünf Jahre älter ist als ich! . . . Man findet ihre Augen hübsch . . . ich . . .

ich sehe nichts Besonderes daran . . . Oh, ja, ja! sie sind schön! schöner als die meinen! Und dann ist sie auch groß! . . . Und Paul sagte kürzlich, er liebe die großen Frauen. Mein Gott, was könnte ich anfangen, um größer zu werden . . . nur (Zeigt es eine Fingerspitze, dann den ganzen Finger) um so viel! O ja, der ganze Finger müßte es schon sein! Dann ist auch Paul so kokett! Man spricht immer von der Koketterie der Frauen. Die der Männer ist tausendmal größer. Wir, wir sind nur kokett mit dem Gesicht; sie aber sind es mit dem Geist, dem Ruth, dem Gefühl, der Zuneigung . . . mit Allem! Und wenn ich Paul sehe, wenn er sich über den Hauteuil der Frau de Verdière neigt und lächelnd mit ihr spricht . . . (Gesetzend.) Nein, ich will nicht mehr daran denken! . . . Schon weil es zu weh thut . . . und dann, weil es ungerecht ist. Ich bin sicher . . . Es ist nichts zwischen ihnen beiden. Arbeiten wir! arbeiten wir für ihn. Vorhin hat er seinen Morgenrock her gebracht und mich gebeten, ich soll seinen Orden im Knopfloch befestigen. Aus Werk! (Sie nimmt den Rock und beginnt zu arbeiten.) An dieser Wiege . . . beim Anblick seines Kindes ist mein Herz ruhiger. Das jähstigt den Schmerz. (Pause.) Wem mag er nur gestern mit so viel Aufmerksamkeit geschrieben haben? (Arbeitet.) Er ging nach Tisch aus, um in seinen Club zu gehen. Um zehn Uhr war er noch nicht zurück. Ich fing an, unruhig zu werden. Damit geht es immer an. Zehn einhalb Uhr, elf Uhr; er kommt nicht. Ich war dort und versuchte zu lesen und konnte nicht, ich bebte bei jedem Geräusch von Schritten; ging unaufhörlich von meinem Stuhl zum Fenster. Endlich, um halb zwölf Uhr, höre ich seine Stimme auf der Treppe. Da er mich immer schilt, wenn ich weine, und da ich ein wenig geweint hatte, so warf ich mich halb angekleidet in mein Bett und stellte mich schlafend. Er tritt herein, neigt sich über mich, um sich zu vergewissern, daß ich schlief. Das Herz schlug mir. Oh! aber ich blieb unbeweglich, ich fühlte, daß ich in Thränen ausbrechen müßte, wenn ich mit ihm sprechen würde. Ich hatte so eifersüchtige Träume an jenem Abend gehabt. Dann setzte er sich an dies Tischchen; ich verlor nicht eine seiner Bewegungen, obwohl ich die Augen halb geschlossen hatte; man sieht sehr gut zwischen den Wimpern durch! Er nimmt eine Feder und Papier und beginnt zu schreiben. An wen? Gewiß nicht an einen Mann. Er lächelte ja. Man lächelt nicht, wenn man an einen Mann schreibt. Er fängt den Brief zwei oder dreimal von neuem an und schaute immer zu mir hin, um gewiß zu sein, daß ich noch schlafe. Dann nimmt er rothen Siegelack und sein kleines Petschaft, das er an der Uhrkette trägt. (Wesmälig.) Ein Geschenk von mir! Und immer lächelnd . . . mit einem Ausdruck . . . oh, einem Ausdruck, der mir sehr weh that! . . . (Schmerzvoll.) Oh, ja, ja! Er hat Recht! Es ist eine große Qual, eine solche Einbildungskraft, wie ich sie habe! Doch was thun? Wie kann ich mich bessern? Ich wende Mittel an, die ich für die besten halte: die Vernunft, das Gebet, sein Andenken. Ich kann nicht! Es ist, als wollte ich aufhören, ihn zu lieben!

Paul (hinten der Scene, singt).

„Das Glas, worin verweilt das Weichlein,  
Hat leis ein Fächerchlag gestreift . . .“

Marie.

Ah! . . . das ist seine Stimme!

Paul (wie oben).

„Der Bruch nach einem kurzen Weichlein  
Unschätbar langsam weiter greift . . .“

Marie.

Welch' schöne Stimme er hat! Und diese einschmeichelnde Melodie!

Paul.

„Kein Thau, daraus es Nahrung sauge,  
Das Wasser tropfenweis verrann;  
Noch war's erkennbar keinem Auge . . .  
Gebrochen ist's. Nähret nicht daran!“

Marie.

Herrlich!

Paul.

„Oft streift ein Herz die Hand der Liebe,  
Berlegt es leicht, daß es verdirbt;  
Dann springt's von selbst, erstickt die Triebe,  
Die Blume seiner Liebe stirbt.“

Welch ein Gefühl!

Marie (brinnte erschrocken).

Paul.

„Kein Auge sieht's. Doch tief im Grunde  
Fühlt wachsen, weinen dann und wann  
Es keine seine Todeswunde . . .  
Gebrochen ist's. Rührt nicht daran!“

Marie.

Ich bin ganz verwirrt! Das Gefühl, welches er in diese Strophe legte, klang wie ein Bedauern, ein Vorwurf. Sollte ich, ohne es zu wollen, ihn verlegt haben? Sollte meine Hand, die er liebt, sein Herz getödtet haben? O nein, nein, es ist unmöglich! Und doch, als er sang: „Die Blume meiner Liebe stirbt! . . . da schien es mir, als spräche er von seiner eigenen Liebe . . . und bei dem Wort: „Gebrochen ist's“ . . . glaubte ich . . . Vorwärts doch, ich bin närrisch! Wirklich, ich liebe ihn zu sehr. (Sie horcht und wippt sich die Augen.) Mir scheint, er ruft mich. Ja, es gilt mir! (Sie geht ans Fenster.) Paul! . . . rufft Du mich? . . . Ja. Was willst Du? . . . Ach ja, ich verstehe! Deinen Noth. Was? Was sagst Du? Ob ich den Orden festgemacht habe? Ja, gnädiger Herr, ja wohl! Ihre Frau thut immer Ihren Willen. (Hört.) Was? . . . Ich verstehe nicht. Wie? . . . Ach ja! Du willst, ich soll ihn Dir hinunterwerfen . . . Hier! . . . fang ihn auf! (Sie wirft den Noth zum Fenster hinaus. Ein Papier fällt aus einer Tasche.) Ein Papier? . . . ein Brief? . . . (Setzt ihn auf.) Der Brief von heute Nacht! . . . Ja, er ist's! Ich erkenne ihn wieder! Da ist das rothe Siegel mit meinem Petschaft! . . . O mein armes Herz! . . . Parfümirtes Papier! Er schreibt sonst nie auf parfümirtem Papier . . . Und diese halb vollendete Adresse . . . „An Madame . . .“ Kein Name! Warum nicht? (Sie besteht den Brief von allen Seiten.) Wie befürchtete er, daß man den Brief lesen könnte! Der Siegelack genügte ihm nicht . . . Er hat den Brief noch obendrein von allen Seiten mit Gummi verklebt. Was seh' ich? Der erste Buchstabe des Namens ist zur Hälfte geschrieben . . . Das ist ein B . . . Er ist für sie! für Frau de Verdère! Oh, die Nothwehr entschuldigt Alles! Wenn ein Dieb bei uns einbricht, haben wir das Recht, uns seiner zu erwehren! Ich darf also! . . . (Sie zerreiht lebhaft den Umschlag, öffnet den Brief, liest ihn und läßt sich hierauf in einen Sessel fallen, indem sie den Kopf in beiden Händen vergräbt. Pause. Sie erhebt sich, mit leiser Stimme.) Oh, großer Gott! welche Schande! . . . Ich bin überzeugt, daß er dort unter dem Fenster ist und sich über mich lustig macht! (Rief.) „Hab' ich Dich, Eifersüchtige!“ (Mit halbem Scherz.) Oh, das Ungeheuer! Wie er mich kennt! Er hat vorausgesehen, daß ich lesen werde. Wie schlau das ausgedacht war! Er ist so klug! . . . (Rief wieder.) „Hab' ich Dich, Eifersüchtige!“ Ich wage es kaum, je wieder vor ihn hinzutreten. (Sie erhebt sich langsam und geht ans Fenster, indem sie hinter dem Vorhang halb verbergen hinausschaut, um nicht gesehen zu werden.) Ja, er ist dort! Er wendet die Augen hierher! Er lacht in den Bart hinein . . . in seinen schönen Bart! . . . (Lehnt sich plötzlich ans Fenster und weist ihm Armbände zu.) Wohlhan! . . . Geh', laß' und mache Dich über mich lustig! es ist mir gleich! . . . Ich bin so glücklich! (Wendet sich zur Wiege.) Sein Kind erwacht! (Wagt zum Fenster hinaus.) Komm! . . . komm! . . . damit ich Dich umarme und Dich um Verzeihung bitte an seiner Wiege! . . . So komm doch! . . . Ach! ich kann nicht länger warten! . . . Ich hole Dich! (Sie läuft hinaus.)

Der Vorhang fällt.

## Der Tod des Apostels.

Von Adolf Friedrich v. Schack.

An des Abendmeeres fernem Saume  
 Ragt aus blauer Flut ein Felsenland,  
 Halbenreich, durchrauscht von Sprudelbächen,  
 Ueber denen sich der Eichenwälder  
 Wipfelkronen sanft im Meerhauch wiegen  
 Und den langen Schatten auf die fliehenden  
 Wellen niederstreuen. Auf den Berghöh'n  
 Spielen Rehe, schlanke Antilopen,  
 Ungefährdet von der Menschen Nordgier;  
 Denn nichts wissen von des Jagens grauer  
 Luft die Hirten, die nach Wälderstille  
 Ueber ihrer Insel Klippenhänge  
 Hin von Trist zu Trist, von Thal zu Thale  
 Mit den Heerden zieh'n.

In Morgenfrühe  
 Klimmt ein junges Weib vom höchsten Felsen,  
 Der vom Ufer steil ins Meer hinausragt,  
 Mit den Kindern an den Strand hinunter.  
 Droben hat sie an dem Steinaltare  
 Nach der frühen Menschen Brauch der Sonne  
 Von der Heerden bester Milch ein Opfer  
 Dargebracht und im Gebet der hohen  
 Tageskönigin gedankt, daß wieder  
 Nach der langen, wettersturmburchtobten  
 Neumondnacht sie ihres Lichtes Segen  
 Auf die Erde ausströmt. Fernhin fliehen  
 Die zerrissnen Wolken nun, ermattet  
 Ruh'n der Winde Flügel, aber hoch noch  
 Mit schäumten Wogenflammen brandet  
 Uferwärts die Meerflut.

Ihrer Hütte  
 Schon, zu deren Pforten laßt die Wellen  
 Ihr den Eingang wehren, naht das Weib sich,  
 Da vernimmt sie ihres ältesten Sohnes  
 Stimme: Mutter, hilf! Sie folgt dem Rufe,  
 Und, um eines Kusses Ede biegend,  
 Wird des Knaben sie gewahrt, der eben  
 Zwischen Planken, die das Meer bedecken,

Eine Last emporgezieh'n sich abmüht.  
 Hoch an seiner Brust aufschlägt die Brandung  
 Und die Kraft entweicht ihm schon; doch eifend  
 Kommt ihm beizusteh'n die Mutter; nun erst  
 Faßt sie, was den Fluten abzurängen  
 Er versucht — ein Mann ist's, der mit letzter  
 Macht der Arme sich um einen Mastbaum  
 Klammert. Was der Knabe nicht vermochte,  
 Der vereinten Kraft gelingt's. Die Beiden  
 Zieh'n dem Todtenbleichen an das Ufer,  
 Auch die andern Kinder wollen helfen,  
 In die Hütte wird der Gast getragen  
 Und auf weiches Seegras hingebettet.  
 Alle reih'n sich sorgend um das Lager,  
 D'rauf besinnungslos er ruht. Die Kleinen  
 Trocknen aus den Loden ihm die Salzflut,  
 Suchen mit des Mundes warmen Hauchen  
 Ihm die starren Hände neu zu wärmen,  
 Und, zu prüfen ob sein Herz noch klopfte,  
 Legt die Mutter auf die Brust die Hand ihm;  
 Ist sein Lebensgeist entflohen, oder  
 In die tiefsten Tiefen nur versunken?  
 Keine Bewegung mehr in seinen Adern,  
 Keinen Athemzug mehr kann sie spüren.  
 Von der Trist da kehrt, am schwülen Mittag  
 Auszuruh'n, ihr Gatte zu der Hütte  
 Und vereint mit ihrer seine Mühe,  
 Den Gestrandeten zu retten. Endlich  
 Regt er sich; um seine Augensider  
 Spielt ein Jucken, halb das Haupt erhebt er,  
 Aber sinkt von Neuem hin entkräftet.  
 Sätze Milch ihm bietend, mahnt vergebens  
 Ihn das Weib, mit einem Labetrunk  
 Sich zu stärken. Da zuletzt wie krampfhaft  
 Fährt er auf, das blasse tiefgefurchte  
 Angesicht vom greisen Lodenhaare  
 Wirt umwoigt; ins Leere starrt sein Auge  
 Und ihm von den Lippen ringen mühsam

Dumpe Töne sich, gebrochne Laute,  
Die sich nach und nach in Worte sammeln:  
„Unbarmherziges Meer! wirfst du mich wieder  
An des Lebens Küsten? All die Andern,  
Alle hast du mit den Wogenarmen  
In dein stilles Reich hinabgezogen;  
Ich nur — nicht den reinen Schooß besiedet  
Sollt' ich dir — ward von dir ausgestoßen!  
O daß ich mich selber nicht mehr kennen,  
Aus der Welt für immer schwinden dürfte!  
Freie Seele, was gehorchten knechtisch,  
Als das Grab mir aus dem feuchten Abgrund  
Drunten winkte, dir die matten Arme,  
Um das schwankte Holz sich klammernd? Tief dort  
In des Oceans geheimsten Schründen,  
In der ew'gen Finsterniß, vielleicht mich  
Konnt' ich vor dem eignen Dasein bergen;  
Nun in dies mein Selbst zurückgetrieben,  
Nirgend auf der weiten Erde find' ich  
Einen Platz so fern dem Tageslichte,  
Daß ich“ — —

Und mit den gekreuzten Armen  
Seine Augen bedend, auf das Lager  
Sinkt zurück der Fremdling; seiner Worte  
Sinn zu fassen wissen nicht die Hirten,  
Doch der tiefbewegten Seele Sprache  
Nührt auch in den unterständnen Lauten  
Sie zum Mitleid. Frische Nebelblätter,  
Um die Blut des Fiebers ihm zu stillen,  
Auf die Steir ihm legen sie, inbessern  
Nur das hohe Klopfen seiner Pulse  
Roch verländet, daß er lebt. Dann wieder  
Fährt er auf, vor seinen irren Blicken  
Flich'n zur Seite die erschreckten Kinder  
Und erst leise walt, dann laut und lauter,  
Wie des Bergstroms Brausen, der durch Klippen  
Bahn sich bricht, von seinem Mund die Rede:  
„Fort und fort noch dieses Volksgestümmel?  
Her vom Palatin, vom Quirinale  
Wälzen sich die schaubegier'gen Schaaren  
Nach des Nero Gärten in den Circus.  
Nur heran! die Opfer bluten zahllos.  
In den Wolken freigt der tausendstimm'ge  
Jubelruf, dazwischen Waffenkirren!  
Gladiatorenheere, sich zerstückend,  
Lösch'n der Arena Staub mit Strömen  
Blutes — nun hinweggeschleift die Leichen!  
Noch ein größres Festspiel ist bereitet.  
Wilden Sprunges aus dem offenen Zwinger  
Stürzt ein wüth'ger Stier; das bleiche Mädchen  
Daß an seine Hörner mit den Haaren  
Festgebunden, hochauf in die Lüfte  
Schleudert er, und, auf der Rennbahn Steine  
Dingeschmettert, zuckt im Sterbenskrampfe

Die zerstückte Märtyrin — nur Eine?  
Nein, Geduld! mitleidig ist der Cäsar,  
Noch Gefährten auf dem Todeswege  
Sendet er ihr nach; hoch! Wuthgebrülle  
Von Numidiens Löwen, heiß' res Lachen  
Von Hyänen! An den Eisenstangen  
Mordbegierig wehen sie die Zähne.  
Nun die Gitter auf! all ihre Schrecken  
Speien Libyens Wüsten aus, und Rufe  
Des Entsetzens hallen durch die Sirkreich'n,  
Und dazwischen feierlichen Klanges  
Laut Gesang — die Nazarener sind es,  
Die zum Tod in Andacht sich bereiten.  
Langen Juges treten Männer, Weiber,  
Jungfrau'n, Greise vor die Ungethüm,  
Noch im Sterben Den im Loblied preisend,  
Dessen reinen Namen meine Lippen  
Nicht mehr nennen dürfen —

„Sagt, ihr Freunde,  
Simeon, Timotheus! warum nicht  
Lieht ihr mich, wie sie, zum Tode gehen?  
Als mir Fieberguth die Sinne raubte,  
Wider Willen aus dem Kerker ward ich,  
Schon zum Kreuz verdammt, von euch gerettet.  
Aber nein! ich war nicht würdig, Zeugniß  
Für Ihn abzulegen. Jene dürfen  
Nun sein himmlisch mildes Antlitz schauen —  
Wahr' ich vor ihn hingetret'n, zornig  
Hätt' er von mir abgewandt das Antlitz:  
„Weich von mir! ich kenne dich nicht, Paulus!“

„Weh mir, weh! von je auf meinem Haupte  
Hat ein Bann gelegen. Früh verwaist' schon,  
Einsam schritt ich durch das öde Leben;  
Niemand, Liebe gebend und empfangend,  
Hat ein Herz an mein's geschlagen, niemals  
Spielten auf den Knie'n mir holde Kinder.  
Ein verzehrend Feuer glüht' und rast'e  
In den Adern mir und trieb mich rastlos  
Durch die Welt dahin, den Sinnverführten,  
Der ich für der Juden starren Glauben  
Erst in blindem Eifer stritt, in blinder'm  
Dann für meines eignen Geistes Irrewahn.  
Ach! warum nicht früher schon nach Patmos  
Führten mich die Sterne? Nicht so lange  
Hätten Schleier düst'rer Hirngespinnne  
Dann das Bild des Göttlichen, des Reinen  
Mir verhüllt! Durch seinen liebsten Jünger,  
Der ihm in das tiefe, blaue Auge  
Oft geschaut, wie anders nun im klaren  
Himmelslicht mir vor der Seele steht er!  
Allen Menschen Freund, im Leid ihr Tröster,  
Ihre Sorgen, ihre Freuden theilend,  
Bin durch Galiläa's grüne Thäler

Wandeln seh' ich ihn; ein sel'ger Friede  
Breitet, wo er naht, sich auf die Erde;  
Und die Kinder heißt er zu ihm kommen,  
Und sie bliken lächelnd in sein sanftes  
Angezicht — am See, auf Bergeshöhen  
Drängen sich die Armen, die Bedrückten  
Um ihn her; daß er sie segne, heben  
Rüster ihre Kleinen ihm entgegen  
Und im Kreise lauscht das Volk der Rede,  
Die, aus seinem großen Herzen strömend,  
Ihm vom Munde quillt: daß Ein Geheiß nur,  
Ein erhabnes, heiliges, die Liebe,  
Auf der Erde wie im Himmel walten  
Solle, kündet er, und Freudenthränen  
Zittern an der Hörer Wimpern, freier  
Atmen bei dem Wort die Mühseladnen  
Und sie segnen durch der Liebe Allmacht,  
Die um alle Wesen ihre sanften  
Banden schlingt, den alten Fluch der Sünde  
Von der Erde schon hinweggenommen.  
Hoher Meister! o wenn deine Lehre  
Wahrheit ward, verkärt in ihrem Lichte,  
Wie im Morgenroth die trübe Wolke,  
Hätte sich Natur und Welt und Leben!  
Doch ich Frevler! Alles dir verwüftet,  
Dich um deines Lebens Frucht betrogen  
Und die Menschheit um die goldne Zukunft  
Hab' ich, deren Pforten du geöffnet!  
Wäre nimmer — wohl von einem Dämon  
War's die Stimme — vor Damascus Thoren  
Mir zu Häupten jener Ruf erschollen!  
Schlimmer nun, als da ich deine Jünger  
Marterte, zur Steinigung verdamnte,  
Hab' ich dich verfolgt — die schlichte Einfaß  
Deines Wortes, sachlich selbst für Kinder  
Und doch unergründlich für den Weisen,  
Wie durch meines wässen Geistes Träume  
Wurde sie getrübt! Das Unkraut, das ich  
Zwischen deine Saat gestreut, schon seh' ich  
Wuchernd spritzen —

„Höre mich, Philippus,  
Höre, Titus, meinen letzten Willen!  
Schleicht die Schulen meiner falschen Weisheit,  
Und wenn je auf euren Mund sich eines  
Meiner Worte schleichen will, den Lippen  
Obnut den Athem nicht, es auszusprechen!  
Aber nein! vergebens! Wenn in Flammen  
Alles auch, was meine Hand geschrieben,  
Loberte, mit ihm erstickt nicht würde  
Meine Lehre; schon von Land zu Lande  
Wird der gift'ge Same hingetragen  
Und wie Taumelloch in allen Seelen  
Schiebt er auf, des Herzens reine Triebe  
In noch ungeborenen Geschlechtern

Schon im Keim erdödtend, und in Zwietracht  
Und im Haß erfüllt sich die Verheißung  
Von der Liebe neuem Gottesreiche.  
Schon — das ist mein Werk — die dumpfen  
Tempel,

Die sie ihrem düstern Glauben bauen,  
Hör' ich von dem Streit der Nazarener  
Widerhallen. Hader über leere  
Wahngelilde drückt das Schwert des Nordes  
In der Frevler Hand und läßt des Mitleids  
Sanfte Regungen zu Eis erstarren.  
Hoher Fürst des Friedens, der du sprachest:  
„Dernit von mir, ich bin die Sanftmuth!“ Diese  
Kennen deine Schüler sich und knien  
Demuth heuchelnd vor dich hin, indes sie  
Dich von Neuem freug'gen. Ja durch Jahre,  
Durch Jahrhunderte mit Galle, bitt'rer  
Als auf Golgatha, dich tränken werden  
Die Nationen. Noch in Sprachen, die erst  
Auf den Lippen später Menschenalter  
Leben werden, wird mein falsches Zeugniß  
Ueber dich, von Mund zu Munde gehend,  
Mich bei dir verklagen, wenn Gewaltthat,  
Gleichnerei und Wahnsinn dich zum Wägen  
Machen und in deinem Namen frevelnd  
Früh die Seele um ihr schönstes Kleinod,  
Um die heil'ge Himmels - Mitgift Liebe  
Schon betragen, bis des Herzens Stimme  
In des Kindes zarter Brust erstickt ist  
Und dein Ebenbild dich nur noch höhrend  
Mit verzerrten Bügen aus ihm anstarrt.  
Doch erst im Beginnen ist das Unheil;  
Mit den Jahren, wenn die Sohnesöhne  
Derer, die heut leben, zu Myriaden  
Angewachsen, wird dem Staube gleich sich  
Weh zu Weh, zu Jammer Jammer häufen  
Und der Strom von Blut und Thränen schwellen,  
Der zu deiner Ehre fließt. In deinem  
Namen werden Kerker, Marterkammern  
Vom Gedäch. Bequälter widerhallen,  
Wird der Mensch den Menschen knechten, peinig'en,  
Würgen; bis zu fernem Weltgestaden,  
Die der Schooß des Meeres unsern Blicken  
Noch verbirgt, selbst schlägt des Unheils Flamme,  
Die bethört zuerst mit meinem Hauch ich  
Angefacht, und Pflaster mit dem Kreuze,  
Dich mit ihren Psalmen lästernd, stürmen  
Vor entmenschten Motten, um der Gnade  
Zeichen über Schutt und Leichenhaufen,  
Eines ganzen Welttheils Schädelstätte,  
Aufzupflanzen — —

„Schauer der Berührung  
Schütteln mein Gebein; er kommt; noch, näher  
Schleicht der Tod heran, vor deinen Nichtstuhl



Mich zu schleppen. Herr, Vergebung! Gnade!  
Nein, umsonst mein Fiehn! Wohl dem Kriegs-  
knecht,

Der den Speer in deine Seite bohrte,  
Dem Ischariot kannst du vergeben,  
Nimmer mir. Nicht zu dir aufzublicken  
Wag' ich. Auf dem Mund dir, der für Alle  
Sich zum Segnen aufthut, schwebt für mich nur,  
Mich allein ein Fluch. Wohin entrinnen?  
Oeffne, dunkle Erde, mir das tiefste  
Schwärzeste der Gräber, daß kein Blick mich  
Mehr erreiche und zu Staub sich jedes  
Theilchen meines Wesens löse!"

Also

Der Apostel; Schweigen deckt die Stimme,  
Nur ein Juden gibt in seinen Jügen  
Kunde noch von seines Herzens Stürmen.  
Mit geschlossnen Augen liegt er lange,

Und daß ihm die letzte Stunde nahe  
Können seine Pfleger. Da noch einmal  
Halt erhebt er sich; der Abendröthe  
Künder Schein spielt um sein bleiches Antlitz.  
Ueber ihn, um Trost ihm zuzusprechen,  
Ist das Weib gebeugt; ums Lager drängen  
Bang die Kleinen sich; mit mildem Strahle,  
Wie das Sonnenlicht durch Wetterwolken,  
Dann allmählig klar und klarer leuchtet  
Seine Seele durch der Augen Nachtlor,  
Und es ist, als breite nach dem Sturme  
Der Verzweiflung noch ein Stern der Hoffnung  
Klassen Schimmer auf sein flieh'ndes Leben.  
Sanft an seine Brust die Kinder zieht er  
Mit der matten Rechten, läßt im langen  
Ruß auf ihren Stirnen seine Lippen  
Ruh'n und verhaucht den letzten Odem.

## Homer - Uebersetzungen.\*)

Von Ferdinand Lotzeissen.

Bald sind es hundert Jahre, daß Voß mit seiner metrischen Uebersetzung der Odyssee hervortrat, und damit der Nation ein Werk von hohem Werthe bot. Mit dem Erstarken der deutschen Literatur wurde in weiteren Kreisen der Wunsch rege, auch die Geisteswerke der fremden Völker kennen zu lernen, und so versuchte man sich mit besonderem Eifer an Uebertragungen aus allen möglichen Sprachen. Wieland unternahm es, Shakespeare dem deutschen Volk verständlich zu machen, und bald nach ihm wagte sich Eschenburg an dieselbe Aufgabe. Herder gab seine „Stimmen der Völker“, und es begann damals in Deutschland die Kunst der Uebersetzung. Freilich ist es eine eigne Sache um diese Kunst. Wer sich ihr weihen will, muß seine eigne Persönlichkeit so weit aufgeben können, daß ihm fremde Anschauung und Denkweise zu eigen werden. Er muß sich einem fremden Charakter anzuschmiegen wissen, aber Herr und Meister sein über seine Muttersprache. Wenn auch nicht gerade selbst ein großer Dichter, muß er doch von dem sonnigen Genius der Poesie einen belebenden Hauch in seinem Gemüth verspürt haben.

Voß war kein Dichter im höchsten Sinn des Wortes, keine jener begnadigten Naturen, die auf der Menschheit Höhe stehen, und seinem derb-nüchternen Sinn ist es bei seiner Homerübersehung nicht immer gelungen, die Poesie des griechischen Sängers in ihrer Größe und einfachen Schönheit wiederzugeben. Allein er war ein kräftiger Geist, der sich mit Vorliebe in das Alterthum versetzte, und dem das Wesen, der Charakter jener einfachen Heroenwelt verständlicher war, als die Gebilde anderer Culturepochen. Darum gelang ihm mit seiner Homerübersehung, was ihm mit keiner seiner späteren Uebertragungen wieder glückte; er schuf ein Werk, das populär wurde. Wenn die Helden der hauptumlockten Achäer und das Volk des langentwundenen Königs in Deutschland bekannter sind, als in irgend welchem andren Lande, so ist dies zum nicht geringen Theil das Verdienst unseres Voß. Zudem erwarb er sich mit seiner Arbeit ein großes formales Verdienst um die deutsche Sprache, das ihm nie vergessen werden darf. Er bereicherte sie, gab ihr größere Beweglichkeit, und zeigte den Weg, den man einschlagen muß, wenn man die Dichtungen andrer Völker und Zeiten dem Volke näher bringen will.

Der große Erfolg seiner Homerübersehung verleitete ihn später, auch andre Dichter zu übertragen, und eine Aufgabe zu übernehmen, an welcher er scheitern mußte. Er verdeutschte Virgil, Horaz, Ovid, höfisch gefeilte Dichter, deren feiner Geist dem biederen Voß ebenso fremd und unerreichbar war, wie ihre Meisterschaft über die klassische Form. Weniger aber noch als mit den Lateinern, war er mit der hundertbewegten Welt Shakespeare's vertraut, verstand er die Größe jenes Dichtergeistes, der die Geheimnisse der Menschenbrust wie kein andrer kannte, und den tragischen Ernst wie die ausgelassene

\*) Homer's Odyssee, übersezt und erläutert von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M. 1875. — Homer's Odyssee, übersezt von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M. 1875. (Als Manuscript gedruckt.)

Heiterkeit mit gleicher Meisterschaft behandelte. Nichtsdestoweniger versuchte sich Voss, im Bund mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, an der Uebersetzung Shakespeares und scheute nicht, mit Schlegel, dessen Uebersetzung schon erschienen war, in die Schranken zu treten.\*) Will man sehen, in welcher Weise Voss dem Geist des englischen Dichters gerecht zu werden suchte, so schlage man aufs Gerathewohl ein Stück auf, und vergleiche das Original mit den beiden Uebersetzungen. So sagt Puck im „Sommernachtstraum“ (III, 1) von den Handwerklern:

„What hempen home-spuns have we swaggering here  
So near the cradle of the fairy queen?“

Schlegel übersezt diese Verse in freier aber treffender Weise:

„Welch hausgebacknes Volk macht hier sich breit,  
So nah der Wiege unsrer Königin?“

Voss aber überbietet ihn, indem er dem leichten Elfengeist die geflügelten Worte in den Mund legt:

„Welch hantnes Hausgespinnst maßpumpelt hier  
So nah der Blumwiege' unsrer Königin?“

Im Verlauf der Scene wendet sich Thibbe-Maut zu Pyramus-Zettel in ihrem komischen Pathos:

„Du muntrer Judenkil, der Männer Bier und Preis,  
Treu wie das treuste Roß, das nie ermüdet auch.“

So Schlegel, der sich gerade beim „Sommernachtstraum“ vielfach auf Wieland's Arbeit stützen konnte. Voss sagt dafür:

„Wiedrauler Springinsfeld, mein Schatz, mein Hergensjud,  
Treu wie das treueste Pferd, das nie sich abmaracht.“

und war gewiß stolz auf seine wortgetreue Uebersetzung, denn es heißt allerdings auch bei Shakespeare „most lovely Jew?“

Oder sehen wir „Romeo und Julia“. Dort sagt im zweiten Akt (Scene 4) Mercurio von Tybal: „Er bringt euch einen seidnen Knopf unfehlbar ums Leben. Ein Käufer! Ein Käufer! Ein Ritter vom ersten Rang, der euch alle Gründe eines Ehrenstreites an den Fingern herzuzählen weiß.“ (Schlegel.) Voss begnügt sich nicht mit Prosa, er läßt Mercurio in Versen reden:

— — — Ein Erzabgurgler  
Vom seidnen Knopf, ein Käuferheld, ein Käuferheld,  
Ein Kavaliere vom allerersten Rang,  
Des Ehrenpunkts Auspunkter.“

Wenn dann (III, 1.) Mercurio schwer verwundet wird, und er in der Schlegel'schen Uebersetzung ausruft: „Was von einem Hunde, einer Maus, einer Katze, einer Katze zu Tode gekrazt zu werden!“ so heißt es bei Voss im stolzen Jambenmaß:

— — — Was, ein Hund,  
Ein Katz — Maus Kater tragt den Mann zu Tod!“

Derlei Beispiele von Geschmacklosigkeit können fast auf jeder Seite gefunden werden, und sehen bei dem Mann, der eine so beachtenswerthe Homerübersetzung geboten hat, doppelt in Erstaunen.

Freilich findet man auch in seinem Homer vielfache Irthümer, Plumpheiten und schwerfällige Ausdrücke; allein sie vermögen nicht den Gesamteindruck empfindlich zu stören. Ja manche seiner Verse sind trotz offener Fehler allgemein angenommen worden. Wer kennt nicht den „helmumflatterten Hector“? Andre Ausdrücke, wie „der mutthige Kenner Achilleus“ und „der Herrscher im Donnergewölk Zeus“ sind wenn nicht geradezu falsch, doch ungeschön, und wirken fast komisch. Nichts desto weniger sind sie

\*) Wieland's Uebersetzung erschien 1762; Eschenburg 1775; Schlegel 1797 in 9 Bänden; Voss 1818—1824; Schlegel-Tiedt 1825—1833.

populär geworden. Das macht, in seinen oft harten Versen liegt die Kraft der frischen Begeisterung, die nicht lange grübelt, sondern poetisch mitsüßelt und darum auch auf das Volk lebendig einwirkt. Darum konnte kein anderer Uebersetzer des Homer gegen Voss aufkommen, mochte man lehterem auch noch so viele Irrthümer im Einzelnen nachweisen. Seine Nachfolger hielten sich im Großen und Ganzen an ihn, suchten im Einzelnen philologisch genau zu verbessern, aber es glang ihnen meistens nur, ihre Arbeit zu verwässern.

Erst neuerdings hat sich ein Uebersetzer gefunden, der selbständig an Homer herantritt, und der, selbst ein Dichter, mit neuen Ideen über Homer und die Aufgabe einer Uebersetzung, die alten Heldenlieder dichterisch nachzubilden sich bestrebt. Wilhelm Jordan bietet uns als Frucht jahrelanger Studien und Versuche eine Uebersetzung der Odyssee, die in den „Neuen Monatsheften“ (Band III Heft 1) bereits besprochen ist und über die hier nur Einzelnes nachgetragen werden soll. Wenn wir übrigens auch nicht mit allen Ansichten Jordan's einverstanden sind, wenn wir auch nicht überall seine Uebersetzung billigen können, so glauben wir doch, seine „Odyssee“ als einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den früheren Versuchen bezeichnen zu können.

Fast gleichzeitig mit dieser Arbeit kam uns eine zweite Uebersetzung der Odyssee, im modernen Gewand achtzeiliger gereimter Stenzen von Heinrich Schwarzschild zu. Diese Form erschwerte natürlich eine genaue Wiedergabe des Originals bedeutend. Allein Schwarzschild glaubt, die Homerischen Epen könnten erst wirklich bei uns populär werden, wenn sie den Hexameter, der stets etwas fremdartiges für uns behalte, abgestreift hätten. Gegen diese Ansicht läßt sich freilich einwenden, daß demjenigen, der sich nicht in den Hexameter finden kann, auch die ganze homerische Welt fremdartig erscheinen wird, selbst wenn sie in Ottave Rime gekleidet auftreten sollte. Die Form ist eben doch zu eng mit dem Wesen des Gedichts verknüpft, als daß dieses nicht durch das Umgießen in eine andre Form, sei sie noch so schön, geschädigt würde. Wir möchten Goethe's „Faust“ nicht in französische Alexandriner, „Hermann und Dorothea“ nicht in Stanzensform gebracht sehen. So wird denn auch die Odyssee zu einer andern Dichtung, sobald sie des Hexameters beraubt wird. Die unruhige, nervöse Strophe der Ottave Rime paßt trefflich für romantische, leidenschaftlich aufgeregte Poesie, nicht aber für den klaren, episch ruhigen Geist des antiken Heldengedichts. Wenn es also Schwarzschild gelungen sein sollte, die Odyssee für Kreise welche dem Alterthum fremd gegenüberstehen, verständlicher und zugänglicher zu gestalten, so wird der Kenner Homer's durch den Widerspruch zwischen Inhalt und Form vielleicht um so empfindlicher berührt werden. Die Schwarzschild'sche Arbeit ist zudem noch nicht in allen Theilen durchgearbeitet, doch läßt sich sagen, daß der Uebersetzer bei der Ueberwindung der Schwierigkeiten eine gewisse Gewandtheit im Ausdruck, eine achtbare Herrschaft über die Sprache bewiesen hat, und daß seine Strophen sich meistens sehr getreu der Sprache und dem Ideengang des Originals anzupassen weiß.

Gerade durch ihre Verschiedenheit reizen die beiden Uebersetzungen zur Vergleichung mit einander, und außerdem vergleicht man sie gern einmal mit ihrem Vorgänger. Sei es uns erlaubt, hier ein Beispiel zu geben. Voss beginnt seine Odyssee folgendermaßen:

„Welche den Mann mir, Nuse, den vielgewandten, der vielfach  
Umgeirt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstört;  
Vielor Menschen Städte geseh'n und Sitte gelernt hat,  
Auch im Meer so viel herzkränkende Leiden erduldet,  
Streubend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurükunft.  
Nicht die Freunde jedoch errettet er, eifrig bemüht zwar,  
Denn sie bereiteten selbst durch Mißthat ihr Verderben.“

Dieselbe Stelle lautet bei Schwarzschild:

„Sing, Nuse, mir den Mann, den vielgewandten,  
Der, als die heil'ge Troja er zerstört  
In vielen Städten irr' und fremden Landen,  
Der Sitten manche sah, doch unerhört  
Viel Leid erlebt zur See mit den Gefährten,  
Zur Heimat führend sie, zur langentbehrten.“

Doeh nicht gelang's ihm! ach, von den Getreuen  
Sollt' Keiner mehr der Heimat sich erfreuen."

In beiden Uebersetzungen findet man auf den ersten Blick verschiedene kleine Härten, z. B. das Voss'sche „Streben für seine Seele zugleich“ — eine Stelle, die Schwarzschild gar nicht überseht hat. Dieser letztere läßt Odysseus dafür „in vielen Städten“ irren, was nur auf den Mangel eines Bäderer schließen läßt, während doch Homer sagt, daß der Held viele Städte sah, d. h. von einer Stadt zur andern verschlagen ward. Auch ist der Schluß bei Schwarzschild nicht genau wiedergegeben, denn es fehlt das wichtige Wort, daß die Gefährten des Odysseus durch eigne Schuld verdarben. Jordan überseht nun in seiner Weise, wie folgt:

„Lehre mich, Muse, das Vieh vom bewanderten Mann, der am längsten  
Zerfuhr, als er zerstört die heilige Best'e der Troer,  
Kennen so lernte die Städt' und die Sitten vieler der Menschen,  
Doeh auch Schmerzliches viel zur See durchlitt im Gemüthe,  
Trachtend, das Leben sich selbst, den Freunden zu sichern die Heimkehr.  
Über umsonst war er eifrig bemüht, die Genossen zu retten,  
Denn es verloren die Ehoren durch eignen Frevel ihr Leben.“

Auch hier ließe sich etwa bemerken, daß ein „bewandertes“ Mann nicht einen Mann bezeichnet, der viele Reisen gemacht hat. „Bewandert“ heißt so viel als „bekannt in etwas,“ und verlangt immer einen Zusatz mit Angabe des Gegenstands in dem man bewandert ist. Abgesehen davon aber, bietet die Jordan'sche Uebersetzung keinerlei Härten; sie liest sich, als sei sie Originalarbeit und schließt sich doch dem griechischen Text aufs Genauste an.

Die Frage möchte müßig erscheinen, wer von den beiden neuen Uebersetzern Voss am nächsten steht. Wer sollte das anders sein, als der, welcher wie Voss im Versmaß des Originals gedichtet hat? Und doch ist dem nicht so. Schwarzschild nähert sich, trotz der modernen Form seines Gedichts, in seinen Ausdrücken und Wendungen der Voss'schen Odyssee mehr als Jordan. Er hat in der eben angeführten Stelle den „vieligewandten Mann“ bewahrt, er spricht an anderer Stelle von der „rosenfingrigen Gös“, von dem „Herrscher in der Donnerwolke, Zeus“, so wie auch Pallas Athene bei ihm die „blauäugige“ ist. Es sind das Formeln, die, gewissermaßen durch die Tradition geheiligt, zum Gemeingut geworden sind, und die Schwarzschild deshalb ohne Bedenken gebrauchen durfte, wenn er sie für passend fand. Aber gerade gegen sie eifert Jordan ausdrücklich. Gös ist bei ihm „die Rosenstreuende Frähe“, Zeus heißt ihm „der Beherrscher des wolkigen Himmels“, und für Pallas Athene scheut er den Ausdruck „eulenäugig“ nicht. „Wem das Weiwort störend und übel klingt,“ sagt er in einer Anmerkung mit einem Anflug von Bayreuther Laune, „der soll sich zum Bewußtsein bringen, daß sein schlechter Geschmack daran schuld ist. Denn das Nachtauge der Eule ist nicht nur das optisch vollendetste, das die Natur erzogen hat, sondern auch das schönste.“

In diesem Ton hohen Selbstgefühls sind die Anmerkungen wie die Einleitung geschrieben, und wenn wir denselben manchmal gern etwas gemildert sehen möchten, so kann uns das nicht hindern, den seinen Ausführungen des Uebersetzers in Vielem zuzustimmen. Sehr richtig erklärt Jordan den aristokratisch-monarchischen Charakter der homerischen Epen durch die Stellung, welche die meisten Sängere am Hof der Könige gerade zu der Zeit inne hatten, als die Gedichte entstanden. Er weist auf die strenge Etiquette hin, die in der Odyssee wie in der Ilias beobachtet wird. In der Anrede, wie in der Erzählung, erhält Jedermann die ihm gebührende Bezeichnung, das von der Etiquette vorgeschriebene Weiwort, welches alsbald seinen Rang und die Stellung die er bei seinem Volke einnimmt, erkennen läßt. Da ist „der göttliche“, „die gesegnete Stärke“, „die heilige Kraft“ und so weiter. Jordan hat den Muth, dies zopfig zu finden, und erinnert an das deutsche „Wohlgeboren“, an die „Durchlaucht“ und die „Majestät“. Er tadelt ferner den allzuthäufigen Gebrauch nichtisagender, oder vielmehr abgenutzter Eigenschaftswörter, deren sich der Rhapsode nur als Versfüßel bedient habe. So z. B. werden die Achäer selbst da starkmuthig genannt, wo von ihrer feigen Flucht die Rede ist, oder es wird der Cyclop der „großherzige Menschenfresser“ titulirt. In andern Fällen mißt Jordan freilich den

Uebersetzern die Schuld bei. So lesen wir bei Voß (I, 29), daß Jupiter des „untadelhaften“ Aegyptios gedenkt, und dabei sich über dessen Unthat, sein Verhältniß zu Nektamnestra und den Nord Kameemnon's, mißbilligend äußert. Jordan übersezt an jener Stelle: „Denn er gedacht in seinem Gemüth des schönen Aegyptios“ und begründet seine Uebertragung in besonderer Anmerkung.

Ueber die Aufgabe, die sich Jordan gestellt, und über die Methode, nach welcher er dieselbe zu lösen versucht hat, findet sich in seiner Einleitung manch wichtiges Wort. Die kindliche Breite einzelner homerischen Formeln, die dem Original wohl anstehen, erscheinen in der Nachbildung oft unbeholfen. Die deutsche Sprache aber deshalb alterthümeln zurückzuschrauben, hieße ihr die Anmuth benehmen, deren eine Uebersetzung Homer's vor allem bedarf. Jordan erlaubt sich also lieber hier und da eine kleine formelle Abweichung, um die Dichtung selbst nur um so pietätvoller wiederzugeben. Er bewahrt den Hexameter, den Entel des griechischen Versmaßes, dessen Schwierigkeiten er nicht übersteht, der aber dem Originalvers noch immer am nächsten stehe. Denn in Wahrheit sei unser Hexameter ein ganz anderer Vers, als der homerische. „Wir dürfen überzeugt sein, daß ein anferstandener alter Rhapsode, wenn er unsere Gymnastiken ein Stück Homer vorschriftsmäßig nach dem Rhythmus recitiren hörte, sich vor Lachen den Bauch halten würde. Was die griechischen Worte im Hexameter auszuführen haben, ist in der That ein Tanz in Gliedererschwenkungen, gerade so entgegengesetzt der ihrem Organismus natürlichen Redegangart, wie Mazurkasprünge unserm gewöhnlichen Gehschritt, die Musik aber, welche diese Gewaltthat der Versregel gegen das Betonungsrecht mit einem auch heute noch gültigen Herkommen rechtfertigte, ist verklungen, und wir können uns von ihr kaum eine Vorstellung machen.“

Sind diese Ansichten gang richtig, so enthalten sie eine Rechtfertigung — Schwarzschild's. Denn wenn der deutsche Hexameter ein modernes Versmaß ist, so hat er nicht mehr Recht, bei einer Homer-Uebersetzung gebraucht zu werden, als irgend ein andres metrisches System. Das aber möchten wir gerade bezweifeln. Hat auch der deutsche Hexameter jenen Widerstreit des Wortaccents mit dem Rhythmus des Verses nicht aufzuweisen, so trägt er doch immer genugsam antiken Charakter, um wenigstens einigermaßen Ersatz zu bieten, und Jordan's Uebersetzung beweist dies gerade am besten.

Sei es uns zum Schluß gestattet, noch eine Probe aus beiden Uebersetzungen zu geben. Wir wählen dazu die kurze, aber in ihrer deutschen Einfachheit unendlich zarte und rührende Stelle von dem Abschied Kaufias's. (VIII, 467 f. f.)

Schwarzschild, — der nebenbei gesagt, nach einer langen segensreichen Thätigkeit als Arzt den Abend seines Lebens durch die Beschäftigung mit seinem Lieblingsdichter verschönt, und der damit beweist, daß er noch jugendlichen Geistes ist, wennschon er siebzig Jahre zählt — Schwarzschild übersezt die angegebene Stelle folgendermaßen:

„Dort an des hohen Saales Pfeiler lehrend,  
Mit holdem Antlig, himmlisch strahlend, stand  
Kaufias, die trunkenen Blicke schwend  
Und staunend auf Odysseus hingewandt,  
Und sprach dem Helden an mit sücht'gem Worte:  
Heil dir, o Gast! Am fernem Heimatsorte  
Gedenk' mein, dich erinnernd ohne Danken,  
Dah du nur mir dein Leben hast zu danken.“

Bei Jordan lautet dieselbe Stelle:

Neben dem Pfosten der Thür zum schön gezimmerten Saale  
Stand da die Tochter Aktius, umflossen von göttlicher Schönheit,  
Dieß mit bewunderndem Blick ihr Auge ruh'n auf Odysseus,  
Redete drauf ihn an und sprach die geflügelten Worte:  
Sei mir gegrüßt, o Gast, und gedenk im Lande der Heimat  
Mein auch: dankst du doch mir zuerst deines Lebens Erhaltung.

Ihr entgegnet hierauf der anschlagreiche Odysseus:  
Kaufias, Tochter Aktius, des edelmüthigen Königs,  
Walte das Zeus, der Here Gemahl, der mächtige Donnerer,  
Dah ich nach Hause gelang' und den Tag erlebe der Heimkehr!  
Täglich würd' ich auch dort in Verehrung, gleich einer Göttin,  
Deiner gedenken; denn du bewahrtest mein Leben, o Mädchen!“

## Wie ich Feuilleton studirte.

Von Hans Wachenhusen.

### I.

Sie wünschen eine Plauderei, verehrter Freund, Sie schreiben mir: am zehnten Oktober Schluß der Redaction! Also von was plaudern wir nur schnell? Ich will Ihnen erzählen, wie ich nach Paris ging, um Feuilleton zu studiren.

Es ist das eins der Studien, die in Deutschland ebenso schlecht bezahlt werden wie alle andern. Man kann davon keine Steuern bezahlen, keine Kinder ernähren; man kann sich dadurch sogar zeitweise einen bedenklichen Ruf zuziehen, wenn man sich mit Dingen beschäftigen muß, die nicht überall vor der deutschen Moral bestehen können, und setzt man das ganze Bißchen Phosphor daran, das man im Gehirn hat, alle die andern Gelehrten daheim werden was man leistet nur als eitel Quincaillerie betrachten, wie das sogar der Meister aller Feuilletonisten, Jules Janin, an der Seine erfahren mußte, der auf seine alten Tage die Erde verließ und nur noch mit den Göttern des Olymp verkehrte.

Es sind wohl an die zwanzig Jahre und darüber her, als ich krank und müde aus dem Krimkrieg zum ersten Mal nach Paris kam. Napoleon III. leitete damals mit der einen Hand die Belagerung von Sebastopol, mit der andern die erste Weltausstellung; die dritte Hand hätt' ich bald gesagt, reichte er der grazidsten Eugenie, die eigentlich ganz allein das zweite Kaiserreich schuf und es später als ihre Schöpfung auch ganz allein zerstörte.

Paris war damals im Begriff, ein neues zu werden. Napoleon riß der Stadt das alte unruhige Herz aus dem Leibe; das finstere alte Unten-Gefindel, das die Revolutionen machte, floh aus den zusammengebrochenen Volksquartieren; die Grifetten entflohen dem Lateiner-Viertel; sie lernten in vornehmen Equipagen fahren und setzten sogar ein aristokratisches de vor ihre obscuren Namen. Die neue Aristokratie, welche der Kaiser aus seinen fahrenden Abenteurern recrutirt, roulirte anstatt der alten „Bronce“ im Bois und die Weltausstellung florirte. Als die Adlerfeder den Friedensvertrag unterzeichnet und der große Festball im Stadthause vorüber, war das neue Kaiserreich inaugurirt, die Dynastie war gesichert und Eugenie konnte die Crinoline erfinden.

Es war damals eine recht poetische Zeit in dem verjüngten Paris, vielleicht nur, weil ich selbst noch jung war. Ich las damals fünfzig Zeitungen täglich und wartete die ganze Woche hindurch auf Janin's Montags-Artikel; ich staunte alle Pariser Feuilletonisten an, schwärmte für meine Lieblinge, kaufte alle ihre Bücher und machte nutzlose Versuche, mit unsrer reichen deutschen Sprache dieselben Entschats zu machen, die ich

in den Pariser Feuilletons mit dem armen französischen Idiom anstellen sah; aber es mißlang. Philarete Châsles, der sich stolz einen Germanisten nannte, weil er sich an die deutsche Grammatik gewagt, sah mich eines Tages bei meiner Arbeit. Er meinte, es sei Unfuss, in deutscher Sprache eine richtige „Chronique“ zu schreiben; er erzählte mir, wie Zanin und seine minder berühmten Collegen die ganze Woche an dem einen „Lundi“ arbeiteten, um den brillantesten Esprit da hinein zu posamentiren, und ich legte entmuthigt die Feder hin. Eine ganze Woche an einem Feuilleton-Artikel! Ich hätte sechs Tage in der Woche betteln gehen müssen, um so viel Zeit daran zu wenden!

„Lernen Sie französisch! Schreiben Sie in unsrer Sprache, sie zahlt Ihnen das fünfzigfache!“ rief Châsles, der mir die Ehre angethan, aus meinen orientalischen Schilderungen einiges übersetzen zu lassen. Ich versuchte das in der That, aber der Versuch mißlang kläglich. Châsles meinte, mir stecke der Deutsche viel zu sehr in den Knochen. Er hatte wohl recht, und seitdem hab' ich nie wieder den Versuch gemacht, für die französische Presse zu schreiben.

Ich studirte getrost weiter; ich verschlang alle Pariser Feuilletons, ich schwärmte für die Rachel, für alle Pariser Geister. Ich suchte in meine eignen Leistungen die socialen Biquanterien hinein zu legen, die den Parisern versagt waren, weil die goldne Ruthe stets über ihnen schwebte. Man erzählte mir die „Cancans“ vom Hofe, weil man mich für ein geeignetes Sprachrohr hielt; die polnische und ungarische Emigration versorgte mich reichlich mit Scandalosen aus den Tuileries, die man in Frankreich nicht drucken durfte und nie war eine Epoche gesegneter an solchen als die damalige. Die Folge davon war, daß später mehrmals ein Sergeant de Bille mit großem Dreimaster bei mir erschien mit dem Avis, ich möge Paris gefälligst binnen drei Tagen verlassen, was mich indeß nicht hinderte, immer wieder nach Paris zu gehen. Man confiscirte meine deutschen Bücher über Paris; man unterschlug Briefe, die ich von Deutschland erhielt. Man ging endlich so weit, mir durch eine Persönlichkeit des Prefsbureau den Vorschlag machen zu lassen, ich möge eine Stellung in diesem annehmen, ein Gehalt von zehntausend Francs sei doch so übel nicht. Ich wies die Ehre, Roucard zu werden zurück und brouillirte mich dadurch unversöhnlich mit dem Prefsbureau. Das Interessanteste für mich war bei dieser Gelegenheit die intime Mittheilung jenes Mannes, welch glänzende Jahresgehälter das französische Ministerium an diesen und jenen deutschen Schriftsteller zahle, und darunter waren Namen, vor denen ich bis dahin den Hut gezogen hatte. Ich will's ihnen nicht anthun, sie hier zu nennen, da auch durch die Papiere der Tuileries diese Namen nicht bekannt geworden.

Die Honorare, die damals einem deutschen Feuilletonisten gezahlt wurden, sie waren kärglich genug; aber in jenem Alter speiste man noch mit rührender Zufriedenheit in den Restaurants à prix fixe des Palais Royal. Für anderthalb Francs ward Einem in demselben eine Illusion gerichtet, über die sich der Magen schon eine Stunde darauf beklagte. Aber man war glücklich. Man wohnte in einem Zimmerchen, das nicht viel größer als eine Portehaise, aber es hatte wenigstens seine Pendule! Man froh am Kamin und ging Abends in die geheizten Passagen um aufzuthauen, aber auch das hatte seine Poesie! Man ging in den Volkstheatern auf die höchsten Galerien und sah sich von Abends acht Uhr bis nach Mitternacht den „Courrier de Lyon“, das grauenhafteste Schauderstück, und „la grace de Dieu“, wohl zehn Akte zusammen, an; man lief in die Closeries des Vilas und meinte die Grisette zu bewundern, wenn man die überlichen



Wasch- und Bügelmädchen im Cancan toben sah, während die wirkliche Grifette schon in seidnen Kleidern über die Boulevards rousirte, und rief, nach Hause kehrend, mit dem Bewußtsein, echtes Pariser Volksleben studirt zu haben, der Corcierge sein „Cordon, s'il vous plait!“ zu.

Seine lebte damals noch. Moriz Hartmann lebte oder krankte vielmehr in der Rue Taitbout. Niemann kam damals von Hannover, um bei Duprès zu studiren; wir wohnten in einer maison garni, in welchem er unter den jungen Damen des Hauses durch seine Hühnengestalt Schrecken erregte und wohin ich mich geflüchtet, der Warnung der heiligen Schrift folgend: „Mein Sohn, hüte dich vor der Sängerin, damit sie dich nicht sahe mit ihren Reizen.“ Auch Julius Rodenberg war damals nach Paris gekommen, um derselben literarischen Studien willen. Aber er hatte noch den eigentlichen Kern nicht für das Pariser Culturstudium; er war von Natur zu sehr Lyriker. Ich erinnere mich noch, wie ihm Abends auf unsren winterlichen Spaziergängen im Hintergrunde einer Passage die Devise „ne pleure pas!“ mit großen schwarzen Buchstaben auf weißem Papier in die Augen fiel. Das rührte ihn. Der Lyriker erwachte in ihm. Als wir an Ort und Stelle kamen, war's die Affiche eines Speculanten, der Porzellanantik verkaufte. Wenn ich mit Feodor Wehl zusammentreffe, fragt er mich wohl gern: erinnern Sie sich noch, wie ich Sie ästhetisch machen wollte? Er liebte nämlich die ästhetischen Thee's, für die ich niemals Empfänglichkeit hatte. So gemahnt's mich immer, Rodenberg zu fragen: erinnerst du dich noch, wie ich dich zum Lebemann machen wollte? Das Pariser Pflaster hat ihm niemals zugefagt; er wandte sich deshalb nach England, das seinem Naturell, seinem Streben mehr entsprach. Ich kehrte seitdem alljährlich nach Paris zurück. Die Stadt ward mir eine zweite Heimat, nicht um des französischen Wesens willen, nur weil es in der That ein Centrum der Welt, weil es, was man auch sagen mag, die Arbeitsseele dieser Welt; denn mag Paris das Eldorado alles Leichtsinns, aller Verschwendung sein, es gibt keinen Fleck auf der Erde, an welchem mehr geschaffen wird, an welchem Einer des Andern Fleiß so zu würdigen versteht wie gerade dort.

Ich habe wohl schon seit meinem ersten Besuch in Paris im schwarzen Buch der dortigen Behörden gestanden und nichts gethan, um darin gelöscht zu werden; während die Verleger meiner Bücher über Paris dieselben ohne mein Wissen zum Theil mit albernem illustrierten Umschlägen versahen, die das Publikum zur Kauflust reizen sollten, nahmen die Censurbehörden in Paris sie für das, was sie sein sollten, für Satire auf das zweite Kaiserreich und condemnirten sie ohne Ausnahme, ja einer der Sous-Chefs im Ministerium des Innern zeigte mir einmal, als man der librairie nouvelle ganze Ballen meiner Bücher weggenommen und ich beschwerdeführend im Bureau erschien, ein Exemplar dieser Bücher, das Seite für Seite mit dem Rothstift übermalt war. Der Mann selbst konnt's nicht lesen, denn er verstand kein Deutsch, einer der deutschen Mouchards im Ministerium aber hatte in seinem Diensteser selbst in den unbefangenen Aeußerungen eine Beleidigung Frankreichs gewittert, und — kolossale Ironie! — als ich gleich nach Niederwerfung der Commune wieder in Paris erschien, war's gerade einer dieser Preß-Mouchards, der die Stirn hatte, bei mir zu erscheinen und mich um eine Unterstützung anzubetteln, da der Krieg ihn um seine so dankbare Stellung gebracht!

Wie weit es diese Mieths-Seelen mit ihrer Schnüffelei trieben, erfuhr ich um dieselbe Zeit 1867. Ich schrieb der Weltausstellung halber ein Wochenfeuilleton für verschiedene

deutsche Zeitungen mit autographischer Dinte und ließ die wenigen Abzüge in einer Steinruderei anfertigen. Das ging eine Zeit lang, bis mir der Lithograph eines Tages den Abdruck mit großen klaffenden Lücken brachte. Er sei denunciirt und gezwungen worden, sagte er, das Manuscript zur Censur vorzulegen, die es ihm in dieser Verfassung zurück und eine Verwarnung obenein gegeben. Mir blieb nichts übrig, als den Abdruck in meiner eigenen Wohnung machen zu lassen, was dann so ungeschickt geschah, daß kein Mensch ihn lesen konnte, ich selber nicht —

Die Censur also muß' ich immer fühlen, meine Person aber hatte man zehn Jahre hindurch mit jenen höflichen, aber entschiedenen Ausweisungsbefehlen in Ruhe gelassen. Später erst erfuhr ich, wem ich den ersten dieser Ausweisungsbefehle zu danken, die, ich muß es gestehen, in ihrer Form viel Liebenswürdigeres hatten, denn selbst der Sergeant de Ville, der mir jenen überbrachte, war höflich genug, in meiner Wohnung ein kleines Frühstück anzunehmen, das er vielleicht wie ein Abschiedsmahl betrachtete. Es war die Kaiserin selbst, und die Ursache war die Geschwähigkeit ihrer schönen Schwester, der Herzogin von Alba. Wie das zugeht, erzähle ich im Nächsten.

## Zur polnischen Literaturgeschichte.

Von Wilhelm Goldbaum.

Ob es sich verlohne, aus modernden Aschenhaufen geborstene Säulen und zerbröckelte Capitale auszuwählen, fragte man mich jüngst, als ich den Wunsch äußerte, es möchte eine berufene Feder sich finden, um dem deutschen Volke eine ausführliche Geschichte des polnischen Geistes- und Literaturlebens zu schreiben.

Dieser Einwurf, fürchte ich, könnte auch wider den anspruchsvollen essayistischen Versuch, welchen ich durch die freundliche Vermittlung der „Neuen Monatshefte“ auf den nachstehenden Seiten zur Veröffentlichung bringe, erhoben werden, und deshalb eile ich, ihn schon an der Schwelle nach meinem Vermögen zu entkräften.

Die Ungunst der Zeit ist gegenüber dem Bestreben, in Deutschland die Kenntniß des polnischen Schriftthums zu vermitteln, noch niemals größer gewesen als in diesen Tagen. Gewaltige politische Ereignisse haben uns selbst die Erfüllung jahrhundertelanger Träume herbeigeführt und uns zu werththätiger Arbeit an unserem eigenen Geschehe, dem chedem viel vernachlässigten und noch mehr verunglimpften, aufgeschauet. In solchen Epochen streift auch die Seele des selbstlosesten Volkes vergeßlicher Egoismus; das fluthende Leben gestattet keine behagliche Umschau nach rechts und links, sondern drängt unaufhaltsam nach vorwärts; am wenigsten aber duldet der rasche Strom, auf dem wir treiben, daß wir betrachtend vor Tobtem oder Sterbendem stillehalten und uns besinnen, ob es ziemlich sei, von dem „de mortuis nil nisi bene“ einen mehr oder minder statthaften Gebrauch zu machen. Der Lebende hat Recht, sagt unser großer Dichter, und der polnische Geist gehört mitammt den Volkstesten, welche er beseelt, wenn nicht zu den Todten, so doch sicher zu den Sterbenden.

Unsere Sympathien haben überdies die Polen weder jemals gesucht, noch erworben; sie betrachteten, um mit Heine zu reden, unser Deutschland als einen großen Sumpf, welcher sie von Frankreich trenne. Auch galten die stürmischen Mitleidsgesänge, welche unsere politische Lyrik dereinst ihrem nationalen Jammer widmete, nicht sowohl ihnen, als der vermeintlich in ihnen geknebelten Freiheit und dem über die Rassen verhaßten Moskowitertthume, wie kurz zuvor auch der poetische Philhellenismus nicht so sehr der Theilnahme an den entarteten Enkeln Homer's, als vielmehr der Entrüstung über den türkischen Despotismus entsprungen war.

Heute vergrößert noch ein anderer Umstand die Schwierigkeit, der deutschen Wissbegier das polnische Geistesleben nahezurücken. Die Polen sind, schlecht und recht angesehen, unsere Feinde und verstärken den Heerbann unserer Gegner. Nicht erst seit gestern oder vorgestern. Der „Niemiec“ — unser Kennwort in der Sprache der Päpsten — ist von dem ersten Augenblicke an, welcher ihn mit den Polen in geographische oder politische Berührung brachte, für diese ein Gegenstand bald des hochmüthigen Spottes und bald der leidenschaftlichsten Verlästerung gewesen, und diese Abneigung ward gar zu einer Art Idiosynkrasie, seitdem das polnische Nationalgefühl sich mit den Interessen der Kirche identificirte, mit den nämlichen, in deren Bekämpfung das deutsche Volk spät zwar, aber desto energischer den Inhalt seiner civilisatorischen Sendung erkannte. Ich

weiß nicht, ob man derlei nationale Reigungen oder Abneigungen mit Hilfe der Statistik ins Klare und Greifbare zu setzen vermöchte, aber ohne Zweifel würde man ein berechtigt-sames Bild von dem feindseligen Verhalten der Polen zu den Deutschen gewinnen, wenn man die Zahl der wechselseitigen Heirathen constatirte. Da würde sich un widersprechlich zeigen, wie sehr die Polen jede innigere Verührung mit den Deutschen scheuen und vermeiden, während sie, wenigstens in diesem Bereiche, nicht einmal vor dem Contacte mit den verhassten Russen, geschweige denn mit den Romanen oder Ungarn zurückweichen.

Nichtsdestoweniger üben wir Unrecht und wohl auch eine Unklugheit, indem wir achtlos und unbekümmert an der polnischen Literatur vorübergehen. Aus hundert Gründen. Fürs Erste, weil kein anderer slavischer Stamm jemals zu so hoher geistiger Blüthe gediehen ist, wie sie durch die Namen Mickiewicz, Slowacki, Goszczynski bezeichnet wird; fürs Zweite, weil die deutsche Wißbegier sich niemals durch politische Ursachen abhalten ließ, sich von dem einen Weltende bis zum andren im selbstlosen Forschen nach dem Erfahrenswerthen umherzutummeln und zu dem Ruhme der Universalität auch denjenigen der Objectivität und sachlichen Unbefangenheit zu erwerben; fürs Dritte, weil wir unsere Gegner nicht gewisser in ihren Vorzügen und Schwächen zu erkennen vermögen, als wenn wir in die Werkstätten ihres geistigen Lebens eindringen und sie dort beobachten, wo der Rohstoff ihnen theils von den Jesuiten und der Kirche, theils durch französische Kanäle, am wenigsten aber aus dem Jungbrunnen nationalen und autochthonen Wesens zufließt. Andere Gründe übergehe ich, weil mir die angegebenen auszureichen scheinen, um meinen eigenen Versuch einer polnischen Literaturstudie sowie den Wunsch nach einer deutsch geschriebenen und gedachten Geschichte des polnischen Schriftthums zu rechtfertigen.

Man unterschätze diese Argumente nicht. Ich für meinen Theil weiß wohl, daß kein Deutscher auf Adam Mickiewicz hochmüthig oder feindselig hinabschaut, weil er ein Pole war, schon aus dem Grunde nicht, weil unser Goethe auf der Stirne des ersten Litthauers die Muse thronen sah und mit dem Geschenke einer goldenen Feder das Talent des fremdsprachigen Gastes ehrte. Hätte der Olympier von Weimar den feurigen Slowack oder Bohdan Jaleski, das wilde Dichterfällchen der ukrainischen Steppe, von Aug zu Auge gesehen, so zweifle ich nicht, daß er auch sie neben seinem erhabenen Thronessel geduldet und als echtbürtige Söhne des Apoll anerkannt hätte.

Aber eben nicht das ästhetische Moment allein, sondern auch das culturhistorische und politische, das letztere sogar in hervorragendem Maße, kommen für mich in Betracht. Oder wirkt es nicht wie ein Blitzstrahl, der plötzlich ein undurchdringliches Dunkel aufhebt, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle großen Poeten polnischer Zunge allmählig aus den nationalen Träumen ihrer Jugend in die Reize des vogelstreckenden Ultramontanismus oder in die nebelhaften Arme mystischer Schwärmerei hinübergleiten? Ist es nicht, als ständen wir hier vor dem völkerverpsychologischen Räthsel, welches uns das Verständniß des gesamten polnischen Volkscharacters so sehr erschwert, gleichsam in mikroskopischer, individuell begrenzter Sphäre? Mir ist es nicht erinnerlich, irgendwo einem Zweifel darüber begegnet zu sein, daß Adam Mickiewicz ein edler und verehrungswerther Mensch gewesen. Ingleichen hat sich die Verleumdung niemals an Julius Slowack oder Siegmund Krasinski herangewagt. Dennoch erleidet das achtungsvolle Urtheil über sie und manche andere talentvolle Dichter polnischer Zunge einen herben Abstrich von dem Punkte an, wo der trübselige religiöse Quietismus sie wie ein Verhängniß ergreift und, ohne Widerstand zu finden, ihre große Begabung für immer ablenkt, vergiftet, brachlegt.

Ganz so ergreift es uns mit der Schätzung des Volkes, welchem sie angehörten. Ritterlichkeit und Muth, Gastfreundschaft und Hochsinn wissen wir an ihm zu rühmen, ja, es mangelte ihm in besseren Tagen auch nicht an Arbeitsamkeit, noch an wissenschaftlichem Interesse. Aber plötzlich schleichen wie dunkle Schatten die Jesuiten heran, werfen den Keim der Bigotterie, des Aberglaubens, der Unbuddsamkeit aus, und wie mit Eins ist der Charakter des Volkes verändert, seine Begabung ausgelöscht, seine Wohlfahrt zerrätet. Wo ist hier, fragt man, die Brücke, über welche das Unheil daherschritt? An

den Einzelnen vermag man sie zu erkennen; vielleicht bedarf es nur einer Analogie, um sie auch im Leben und den Schicksalen der gesammten Nation zu entdecken.

Adam Mickiewicz ist an hoffnungsloser Liebe, an getäuschten Illusionen, an dem Kummer über das Mißgeschick seines Volkes und zu guter Letzt an mangelndem materiellem Wohlbehagen menschlich zu Grunde gegangen, ehe er sich zum Mystiker und Wirkkopf transsubstantiierte. Siegmund Krasinski tauchte in die Tiefen philosophischer Speculation nieder, aber da es ihm an der notwendigen wissenschaftlichen Grundlage gebrach, um die Wirbel und Strudel der Metaphysik zu bestehen, so warf ihn die Brandung wund und zer schlagen wieder empor, einen armen, irrenden Bettelmann, der unverständig und zusammenhangslos dunkle Phantasmen laßte, während er einst fest und lebensfroh über die Heide geritten war. Julius Slowacki endlich fand sich mit seinen großen geistigen Anlagen zu knapp und eng von dem dürftigen Rahmen seiner Muttersprache umschlossen; wie Alexander dem Großen Macedonien, so war ihm sein polnisches Vaterland zu klein, aber unvermögend, mit anderen als mit heimathlichen Gestalten und Tönen seinen erweiterten Gesichtskreis zu beleben, verfiel er in dumpfe Lethargie, von welcher bis zur mystischen Umnebelung der Sinne und des Verstandes bekanntlich nur ein einziger Schritt ist.

Und nun benutzen wir einmal die Analogie zu einem Schlusse von den Einzelnen auf das Ganze, von den bevorzugten Söhnen auf die Mutter, von Mickiewicz, Krasinski, Slowacki auf das gesammte polnische Volk! Hoffnungslosigkeit, getäuschte Illusionen und mangelndes materielles Wohlbehagen, sagten wir, hätten Mickiewicz der Bigotterie in die Arme getrieben; sie sind es auch, welche, von der Kirche und den Jesuiten ausgebeutet, den Charakter des polnischen Volkes so lange benagten und zerfraßen, bis er unrettbar in dem bedingungslosen Kirchenthume aufging. Mangel an allgemeiner Bildung und an wissenschaftlichem Fundamente verdarben und verunstalteten die geistige Physiognomie Krasinski's, und wer möchte bestreiten, daß genau auf dem nämlichen Wege sich der hippokratische Zug auf das Antlitz der polnischen Nation schlich? An dem Abgang vernünftiger Mäßigkeit endlich, an dem Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können scheiterte Slowacki, und sein Geschick ist nur das Paradiigma für den historischen Niedergang seines Volkes, denn auch dieses begehrte politische Selbständigkeit, als es längst nicht mehr zu derselben befähigt war, auch dieses verwechselte die Reminiscenz mit der Wirklichkeit, welche leßtere, trüb und abgünstig, es selbst verschuldet hatte.

Daß die Vergleichung dieses Volksthums mit einem modernden Aßchenhaufen schon heute zutreffend sei, möchte ich freilich nicht geradezu behauptet haben; der gegenwärtige Zustand seiner Literatur gibt aber allerdings dem grausamen Gleichnisse Recht, und es wäre zweifelsohne heilsam, die Ursachen dieses Verfalls zu erforschen. Jedenfalls ergibt sich schon bei oberflächlicher Betrachtung der extra et intra beherzigenswerthe Schluß, daß jedes Volk verdursten und verhungern muß, welches lediglich aus dem nationalen Gedanken seine Nahrung schöpft.

Die polnische Literatur vor dem Eintritte der dritten Theilung Polens ist kaum von Belang, weder formell noch inhaltlich. Man erwähnt die alten Chroniken, die Kadlubek und Dlugosz, achtungshalber und weil sie als Quellschriftsteller für die Specialgeschichte von einigem Werthe sind. Nicht minder citirt man die Namen des Mikolousz Rej von Naglowice und des Jan Kochanowski, weil sie zuerst von den lateinischen Vorbildern sich emancipirten und wenigstens den Versuch, in heimathlichen Tönen zu singen, unternahmen. Aber von wirklichen polnischen Poeten und Historikern kann erst die Rede sein, nachdem der polnische Staat von der Tafel der Weltgeschichte ausgelöscht worden; dann aber ist es, wohin man auch blicke, der nationale Gedanke und nur dieser allein, der die Phantasie beschwingt und die Gestaltungsraft belebt. Jammer oder Machegefühl, Sehnsucht nach der verlorenen politischen Selbständigkeit und Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals sind sozusagen die einzigen Tonarten, innerhalb deren die polnische Poesie sich bewegt. Bei Adam Mickiewicz nicht minder als bei Severin Goszczynski, bei dem Historiker Delewel wie bei dem Dramatiker Slowacki. Nicht höher

und nicht tiefer steht der ästhetische Werth dieses Schriftthums als derjenige der politischen Lyrik, welche zwischen 1830 bis 1847 den deutschen Barnack beherrschte, nur daß die letztere ein Uebergangsstadium, eine Phase, eine flüchtige Episode unseres Geisteslebens ausmacht, während die patriotische Dichtung das Ein und Alles der Polen ist. Man erwäge nun, was die deutsche Literatur in dem univervellen Schriftthum bedeuten würde, wenn sie nichts Anderes umschloffe, als unsere politische Lyrik der vierziger Jahre. An sich berechtigt, würden diese stolzen, bald heftigen und bald klagenden Bedraße, diese revolutionären Elegien und Dithyramben kaum geeignet sein, der deutschen Nation ein glorreiches Blatt in der internationalen Literatur zu verbürgen. Der nationale Gedanke reicht eben allein nicht aus, ein Volksthum mit fruchtbarem geistigen Inhalte zu erfüllen.

Wenn man aber weiters die Adam Mickiewicz, Siegmund Krasiński, Julius Slowacki mit geborstenen Säulen und zerbröckelnden Capitälen vergleicht, so soll man gerechtigkeitshalber mindestens nicht vergessen, davon zu reden, von wie edlem Stil und wie unvergänglichem Stoffe diese Säulen und Capitäle sind. Ich bin weit davon entfernt, den Adam Mickiewicz, wie es seine Landsleute thun, mit Goethe oder Byron, den Julius Slowacki mit Heine gleichzustellen; aber ein großer Familienzug, eine physiognomische Ähnlichkeit ist unzweifelhaft zwischen Mickiewicz und Byron, zwischen Slowacki und Heine vorhanden, ohne daß man gerechterweise behaupten könnte, daß die geistige Verwandtschaft auf Kosten der Originalität sich eingefunden habe.

Mickiewicz zumal ist bei aller Congenialität mit Lord Byron ein polnischer Originalpoet, seines Volkes Art nicht minder getreulich als dessen Entartung in seiner eigenen Individualität wiederpiegelnd. Ob man seine Epen „Konrad Wallenrod“ und „Herr Thaddäus“, sein dramatisches Gedicht „Die Todtenfeier“, die wunderbaren Sonette aus der Krim oder endlich jene weltberühmte „Ode an die Jugend“ liest, welche im Jahre 1830 zur Marseillaise der Insurrection wurde und strophentweise alle Fahnen der Aufständischen schmückte — immer und überall schaut man unwillkürlich nach dem britischen Vorbilde aus und kehrt doch wieder zu dem polnischen Poeten zurück, weil das Herzblut seines Volkes durch seine Nieren pulst und ein echter nationaler Hauch sie eigenartig belebt. Man meint das Schwermüthige Schilf in den dunkeln Wassern der Weichsel rauschen, den Klagefang des Karpathenbauers durch die Gebirgskluft hallen zu hören, und doch wieder einen univervellen Ton, gleichsam einen Urlaut der Menschheit zu vernehmen, der ebenso gut von Goethe oder Victor Hugo, von Byron oder Leopardi herühren könnte.

Adam Mickiewicz ist wiederholt und mit gutem Rechte der Fürst unter den slavischen Dichtern geheißen worden. Aber von denen, welche dieses prunkende Beiwort gläubig nachsprechen, ahnen vielleicht die Wenigsten, wie viel Herzleid und Jammer es umschließt. Ihnen steht der feurige Sänger vor dem Geiste, welcher in herben Sonetten sein Heimweh und sein Vaterland beklagte, in lösslichen Epen sein armes Volksthum verherrlichte und in schwungvollen Liedern seine verlorene Jugendliebe betrauerte. Sie erinnern sich, daß er mit Marie Szymanowska, der musikalischen Freundin unseres weimarischen Jupiter, einen innigen Seelenverkehr pflog und in geistvollen Zwiegesprächen den genialen Puschkin durch seine Ueberlegenheit nicht selten in die Enge trieb. Aber darüber hinaus sind kaum dunkle Gerüchte bis zu ihnen gedrungen von den mythischen Irrungen, welchen der alternde Poet verfiel, und von verzerrten Lebensfreuden, denen sein müder Geist, von der gemeinen Noth des Daseins umbüstert, mit melancholischer Fähigkeit nachbrütete.

Von seinen Landsleuten ist über Mickiewicz und die wechselnden Phasen seines Lebenslaufes leider nur wenig biographisches Material für die Nachgeborenen gesammelt worden, daraus sich psychologisch mit Bestimmtheit feststellen ließe, woher der unheilvolle Riß entstand, welcher sein Dasein jäh und hart in zwei einander so fremde Hälften zerschnitt. Man kennt in Deutschland den Dichter, dessen Fruchtbarkeit mit der obgenannten „Ode an die Jugend“ wenn nicht ihr Ende, so doch ihren Höhepunkt erreicht hatte, und verehrt ihn nach Verdienst und Gebühr; man rechnet es ihm auch nicht gering an, daß er als Gymnasiallehrer in Wilna im Hinblick auf deutsche Muster den Kampf wider den

zopfigen Classicismus aufnahm, welchen seine aus französischen Quellen genährten Volksleute als das Ideal der Poesie ansahen. Aber von dem Menschen Mickiewicz geht nur geringe Kunde. Es würde auch wenig frommen, sich über ihn bei polnischen Gewährsmännern zu unterrichten, denn er gilt seinen Stammesbrüdern als ein Heiliger, dessen Schicksalen objectiv und unbefangen nachzuforschen, eine nahezu grenzenlose nationale Pietät verbietet. Um so dankbarer muß davon Act genommen werden, daß vor Jahresfrist sein Schwager, der Lyriker Theophil Lenartowicz, seinen Gedächtnißschrein aufthut, um in einem dünneleibigen Büchlein mit der Aufschrift „Briefe über A. Mickiewicz“\*) den Gealterten, von dem Orange der Existenz und der Pein des Irthums gebrochenen Poeten liebevoll, aber ohne Schöndhuerei zu schildern. Die volle Wahrheit enthüllt freilich auch dieser Epigone nicht, und man muß bis auf Weiteres sich noch immer dabei bescheiden, den Beginn der traurigen Wandlung, welche in dem Leben des Dichters sich vollzog, ganz äußerlich auf den dritten Band seiner „Vorlesungen über slavische Literatur“ zurückzubathieren, in welchem sie schreckhaft zuerst zu Tage trat. Aber einzelne Andeutungen, welche scheu und ängstlich, als zitterten sie, den Genius des großen Todten zu belebigen, über diese jüngsten Erinnerungsblätter huschen, gewähren zum mindesten einen losen Faden, welcher aus dem lichten Jugendtage in die öde Altersnacht dieses Dichtertebens hinüberleitet.

An den feurigen Sänger von ebendem gemahnt kaum noch ein leiser Zug. Die stolzen Tage sind dahin, in denen er, bewundert und angestaunt, mit seinem sprühenden Geiste die Salons der gefeierten Marie Szymanowska belebte und Alexander Puschkin, den Liebling der Petersburger Gesellschaft, durch seine unvergleichliche Beredsamkeit in den Hintergrund schob. Auch die Wonnen der ersten Liebe sind längst zerflattert und die Bogen eines viel durchstürmten Flüchtlingsdaseins haben rettungslos das Bild seiner süßen Marylla, der vielbesungenen, hinweggespült. Er haust als Professor des Collège de France mit Weib und Kindern in dumpfem Quartier zusammengepfercht, abseits von dem Getümmel der Weltstadt, in nächster Nähe des Luxemburg und starrt halb im Traume den Ringelwolken nach, welche von der unentbehrlichen Tabakspfeife emporsteigen. Bisweilen scheucht ihn die unliebsame Zudringlichkeit neugieriger Volksleute aus seinem Brüten auf, welche haufenweise in seine enge Klausur wallfahrten, um den Heros ihrer nationalen Dichtung von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Dann wird er, je nach dem Charakter der Eindringlinge, unwirsch oder salbungsvoll, barsch oder süßlich, aber niemals mehr heil und berebt, wie in den Tagen schaffensfreudiger Jugendlichkeit. Zwei bartlose Burche, adeliger Eltern verzogene Kinder, stehen eines Tages mit glockäugiger Bewunderung vor seinem Arbeitstische. „Woher kommt ihr?“ fragt er kurz und rauh. — „Aus der Heimath.“ — „Und wozu kommt ihr?“ — „Um Französisch zu lernen.“ — „Nicht übel. Aber was trug euch sonst noch eure Mutter auf?“ — „Mickiewicz zu besuchen.“ — „Das ist geschehen.“ — „Ja.“ — „So lebt wohl.“ Und verdrossen lehrt der Alte den verblüfften Jungen den Rücken. Er will nicht gestört sein in seinen wirt verschlungenen Gedankenreihen, welche wie Reibelbilder labyrinthisch durcheinander wallen und seinem getrüben Blicke bald die Gestalt eines neuen Welterlösers und bald einen nationalen Heiland vorgaukeln, der „in einem noch nie von feindlichen Schritten besetzten Winkel der litauischen Wälder“ sich anschide, geboren zu werden und Polen zu befreien.

Nicht immer halten ihn diese verhängnißvollen Phantastereien gefangen; bisweilen zukt es wie der Widerschein alter Herrlichkeit durch seine kleinen, stechend grauen Augen. Dann reckt sich sein dichtbehaarter Grautopf straff in die Höhe, das von Leidensstürmen durchfurchte Antlitz verklärt sich zu gewinnender Heiterkeit und sein Athem geht schwer, als gelte es, sich von dem Alp eines mächtigen Spuks zu befreien. Ein junger Verskünstler sitzt ihm gegenüber, der eben in tief sinnigen Vergleichen seine ästhetische Weisheit vor dem Alten ausgekramt hat. Aber kaum ist er mit seinem Sermon zu Ende, so beginnt Mickiewicz mit nachdrücklicher Betonung: „Landsmann, wenn Du meine

\*) Paris 1875.

Meinung erfahren willst, so höre: alle Dichter sind einander gleich und nur ein einziger Unterschied ist zwischen ihnen; jeder muß er selbst sein und der Adler darf sich nicht in einen Spazier, der Spazier nicht in einen Adler verwandeln wollen. Bloss Narren sind im Stande, etwas geringzuschätzen, weil es nicht in dieser oder jener Form vom Himmel stammt. Wer mir Raphael mit Wouvermans oder Phidias mit Rauch vergleicht, dem sage ich es ins Gesicht, daß er ein Narr ist. Er ist es auch, wenn er Robert Burns verachtet will, weil Shakespear existirt hat. Denn sie Alle sind Gottgesandte und nur der Vorwitz stellt Vergleichen zwischen ihnen an.“ Ein anderesmal kommt ein Freund zu ihm und zeigt ihm einen heiteren Brief, welchen Chopin kurz vor seinem Tode geschrieben. Volker Nahrung erhält er denselben, dann ruft er begeistert aus: „Ja, das ist er, das ist der ganze Chopin! Der herrigste Mensch, den ich mein Lebtag gekannt. Das Talent Garrick's und die vollendetste Mischung französisch-polnisches Geistes; nur das Eine hat mir an ihm mißfallen, daß er so gerne die Salonpuppen unterhielt, die er hinterher verspottete. Was für Fabeln doch jetzt die Leute in Wort und Schrift über ihn verbreiten! Wenn man ihm all das dumme Zeug vorgelesen hätte, als er noch lebte, so wäre er erschrocken vor diesem Herrbilde seiner eigenen Person, welches diese Melomanen mit den melancholisch verdrehten Augen von ihm entwerfen. Die Seele seiner polnischen Mutter spielte aus ihm und der Geist seines französischen Vaters lachte dazu aus vollem Halse. Das war Chopin.“

Aber das sind spärliche Lichtblicke in seiner Conversation, seitdem ihn der religiöse Schwindler Towianski umgarnet und zum Herold seiner hirnverbrannten Messianitätslehre mißbraucht hat. Denn seitdem schwört er darauf, daß nur beständige innere Begeisterung zu einer erwünschten socialen und politischen Umgestaltung der Gesellschaft führen könne, beisehigt er sich einer affectirt biblischen Redeweise, welche, schleppender Bilder voll, sich das alte Testament und den tropischen Ueberschwang der Propheten zum Vorbilde nimmt. Ja, so trostlos verwirrt hat ihn der verrückte Landsmann, der sich selbst als Messias auszugeben nicht übel Lust zeigte, daß er nicht bloss dessen wahnwitzige Hallucinationen in dem Buche „L'eglise officielle et le Messianisme“ zu vertheidigen, sondern, den alttestamentarischen Geboten entsprechend, unter Anderem eine gekliffentliche Verachtung der bildenden Künste zur Schau zu tragen strebt. „Wenn die Künstler“, sagt er, „die Liebe, welche sie an ihre Bilder und Figuren verschwenden, der Gesellschaft zu gute kommen ließen, wie viele Wunder würde doch dann die Geschichte zu verzeichnen haben!“ Als ihm in Florenz die Statue Dante's gezeigt wird, spottet er, sich geringschätzig abwendend: „Bah! Kosciuszko brachte Schöneres zu Stande.“

Genug, es hat sich hier ein Herfürungsproceß vollzogen, dessen Anblick einem jeden Beobachter das Herz zusammenschnürt, wenn er bedenkt, daß dies die Reste eines Poetendaseins gewesen, an welchem Goethe rückhaltlos Gefallen fand und das von Byron seine besten Impulse empfing. Und was verurfachte, beschleunigte, vollendete diese Vernichtung, welche der Welt das Andenken an einen edlen Dichtergeist verleidet, der jedem Volke, in dessen Mitte er geboren, zur Ehre gereicht hätte? Ich habe einen Theil der Erklärung schon vorweggenommen, indem ich des nationalen Mißvergnügens, der gestäubtesten Illusionen, des mangelnden materiellen Wohlbehagens gedachte. Den anderen Theil der Erklärung füge ich nunmehr hinzu, indem ich es ungeheuer ausspreche, daß der polnische Nationalcharakter überhaupt zwar gewöhnt ist, Leid und Mißgeschick zu ertragen, aber daß er nicht geeignet ist, es mit Würde zu tragen. Es ist ein nationaler Defect, der dem Einzelnen eben deshalb nicht zur Last fällt. Von dem Charakter Spinoza's ist weder bei Mickiewicz, noch bei Krasiński oder Slowacki eine Spur zu finden, und deshalb bröckelten sie allesamt unter dem Drucke der Leiblichen Noth und des heimtöflichen Mißbehagens wie mürbes Steinwerk ab.

Nam Mickiewicz litt nicht gerade Hunger in Paris, aber es ist gewiß, daß sein farges Einkommen bei weitem nicht ausreichte, um ihn und seine zahlreiche Familie gegen die peinigendsten Sorgen sicherzustellen. Als eines Tages seine Gattin plötzlich erkrankte, da war er von Mitteln derart entblößt, daß er ein kleines werthvolles Bild, an dem er mit rührender Zärtlichkeit hing, einem Kunsthändler zum Verkaufe anbieten mußte. Es



war ein Domenichino und der Dichter wäre glücklich gewesen, wenn ihm dafür dreihundert Francs bewilligt worden wären. Aber das Angebot wurde zurückgewiesen, und andere verkäufliche Gegenstände von einigem Werthe besaß er nicht; Uhr und Kette waren längst schon verpfändet. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die begüterten polnischen Emigranten, welche mit ihm eine Art von Heiligencult trieben, ihren Dichter so jämmerlich im Stiche ließen. Allein es wäre ungerecht, sie zu beschuldigen, denn sie wußten gar nicht, welche Dürftigkeit in Adam's Hause herrschte; er hätte auch jegliches Almosen schroff und empfindlich zurückgewiesen, weil er nicht wollte, daß man sich um ihn bekümmere. „Scheer' dich um dich, Bruder!“ rief er einst bei einem Diner einem Freunde zu, der ihn mit der wohlgemeinten Frage, warum er nicht esse, aus seinem Bräuten ausgerüstet hatte. So zertrümmerte denn das Bleigewicht der Noth ungehindert an seiner Seele und zog sie in die Tiefen eines halb grollenden und halb verzweifelnden Quietismus hernieder, aus dessen zärtlicher Umarmung allerhand dunkle Geister und geheimnißvolle Mißgeburten sich erzeugten.

Daran jedoch war es nicht genug. Die Armuth hätte der Poet vielleicht ohne Einbuße seiner geistigen Anlagen erduldet; aber sein Haus war freudeleer und poesielos, denn er hatte ein Weib an seinen Heerd geführt, welches ihm von allem Anfang an keine Liebe, sondern blos das Gefühl der Dankbarkeit eingeklebt hatte. Celine Szymanowska war die Tochter jener Marie, für welche einst der alte Goethe geschwärmt und in deren Hause zu Petersburg der junge Mickiewicz eine freundliche Zuflucht gefunden hatte, als er, ein politisch Verdächtigter, von der russischen Regierung in der Newastadt internirt worden war. Celine war damals noch ein Kind gewesen. Unterhalb Jahrzehnte später, als der Dichter in Paris sich vereinsamt fühlte und seine Sehnsucht nach einem eigenen Heerde im Freundeskreise zur Erörterung kam, erinnerte ihn einer seiner Kameraden an das Mädchen seiner Petersburger Wohlthäterin. „Wenn sie hier wäre,“ rief er lebhaft aus, „so würde ich sie ohne Zaudern zum Altar führen!“ Gesagt, gethan. Die dienstfertigen Freunde veranstalteten eine Zusammenkunft, und in wenigen Monaten war Celine des Dichters Weib. Sie ist ein stilles, opferfähiges Geschöpf gewesen, eine Dulderin, die, ohne zu grollen, die Noth des Daseins mit ihrem Gatten redlich theilte, aber um der Inbegriff seines Glückes zu werden und in seiner Erinnerung das Bild der verherrlichten Marylla auszulöschen, um mit Einem Worte das Weib eines Dichters zu sein, dazu fehlte es ihr an beweglichem Temperament und wohl auch an schmiegsamer Intelligenz. Die Liebe hätte den armen Mickiewicz vielleicht von dem Ranke des Abgrundes hinweggezogen, in welchem die Messiasse und Erlöser Tomianski's ihr Unwesen trieben; statt ihrer aber nagte die Reue an seiner Seele und die Ehe aus überlanggebrachter Dankbarkeit ward zu einer Wüste, aus der er ständlich zu entfliehen trachtete. Wohin? Das war am Ende gleichgiltig, denn um vor einem Uebel Schutz zu suchen, ist jeder Unterschluß gut genug. Das Betrübliche ist nur, daß es gerade die Mystik war, welche er sich als Asyl aussuchte. Es war der falsche Himmel, in welchen der Dichter gerieth, der einst in seinem Freiheitsdrange gesungen hatte:

Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben sich entreißt  
So vertieft mit dem Gedanken in den Himmel sich mein Geist.

... Ich rede, wie man sieht, weniger von dem Poeten, als dem Menschen, weil es mir nicht so sehr darum zu thun ist, eine literarisch-kritische, als eine national-literarische Betrachtung anzustellen. Mickiewicz ist mir der Pole schlechtmweg, ein Prototyp seines Stammes, dessen Vorzüge und Schwächen er in seiner geistigen Physiognomie reflectirt. Der leichtsinnige, im traurigen Aufwallen besser als im klugen Dulden bewährte Geist ist ihm in gleichem Maße wie seinem Stamme eigen, hingegen jene ethische Widerstandskraft fremd, welche das Mißgeschick stählt, anstatt sie zu verwirren. Und seltsam! — die einzige Blüthe-Epoche der polnischen Dichtung, jene wenig über ein Vierteljahrhundert ausgedehnte Spanne, welche (1822) mit der „Todtenseier“ des Mickiewicz beginnt und (1849) mit den „Psalmen“ Krasiński's endigt, beherbergt vier Poetengestalten, deren Structur sich im Besseren wie im Schlimmeren nahezu gleicht.

Am verwandtesten ist seinem Laudsmanne Mickiewicz vielleicht der geistvolle, aber

zerrüttete Siegmund Krasinski. Daher auch Mickiewicz sein Erstlingsgedicht, die „*Un-göttliche Komödie*“, mit kritischem Wohlwollen in das polnische Schriftthum einführte. Auch Krasinski ist die Zerpfele der Mystik gewandelt und hat mit einem visionären Befekntnißseifer ohnegleichen seine Muse in den Opferwagen des Kirchenthums gespannt; aber es geschah auf völlig anderem Wege, daß er in die Nebel mystischer Verwirrung versank. Als dilettirender Philosoph hatte er der Hegel'schen Speculation sich zugewendet, ohne zu ihrem Verständnisse mehr als eine allgemeine humanistische Bildung mitzubringen. So blieb er an der Oberfläche haften, scheidete nicht zwischen Form und Wesen, zwischen Inhalt und Methode des Denkens, scheidete mit Einem Worte an der Wahrheit, noch ehe er bis zu ihr vorgedrungen. Nirgends hat die Hegel'sche Dialectik soviel Unheil angerichtet als unter den Polen, welche sie allesammt — den edlen Grafen Cieszkowski, den vielbewanderten Vibelst, den schlagfertigen Trentowski — zu religiösen Kopfhängern machte. Auch Krasinski unterlag diesem unheilvollen Zauber. Die riesenhafte Architektur seines deutschen Meisters trachtete er in die Dichtung zu verpflanzen, indem er großartig, aber formlos, in dialogischer Prosa seine beiden ersten Poeme, die „*Un-göttliche Komödie*“ und den „*Trybion*“ concipirte. Es wird schwer halten, für diese „*faustischen*“ Entwürfe eine Kategorie ausfindig zu machen, denn sie sind weder Drama, noch Epos. Aber auch ihr Inhalt spottet jeder klaren Reproduction. Dunkel und voller Allegorien schreitet ein grenzenloser Pessimismus einher, mit blutiger Grausamkeit den gesammten Kosmos niederreißend, bis aus dem Nichts in Flammenschrift das Motto sich ergibt: „*Vicisti, Galilee!*“ Allmähig aber wächst sich dieser Nihilismus einer philosophisch dilettirenden Weltanschauung zu der sonderbarsten nationalen und religiösen Orthodorie aus. In einem von Krasinski's Gedichten erschlägt der Freund den Freund, an dem Leichnam des Gemordeten ein inbrünstiges Gebet hersagend, darin er die Seele seines Opfers Gott empfiehlt, diese arme Seele, welche er nur deshalb menschte, um sie vor Verfall und Mißgeschick zu bewahren. In einem anderen Gedichte wird der nationale Fanatismus an einem polnischen Mädchen verherrlicht, welches einen Mann aus fremdem Stamme ehelichen und mit ihm in die Ferne ziehen mußte. Der Gott ihres Gatten ist nicht der ihrige, seine Heimat nicht die ihre, ein fremder Priester hat über sie den Segen gesprochen, deßhalb und weil sie dennoch ihren Gatten liebt, tödtet sie ihn und sich in einer schwülen Sommernacht.

Polen ist dem Dichter das schuldlos freiwillige Opfer, welches sich für die verderbte Welt dem Herren hingab und nicht eher wieder frei werden kann, als bis jene durch und durch aufs Neue „*verchristlicht*“ ist.

Eine Geisteswirrnis sondergleichen hat dieses Dichterhirns sich bemächtigt. Vaterland und Kirche bieten die einzigen electrischen Berührungen, unter welchen dieses unheilbar zerrüttete Nervensystem noch aufzuckt. Siegmund Krasinski lebt inmitten des Treibens von Paris oder in jener wunderbar schönen Villa Blum zu Baden-Baden, auf welche die freundlichen Häupter des Schwarzwalds herniedersehen; des Daseins Nothdurft hat sich niemals störend zwischen seine Gedanken geschlichen, bis Kränklichkeit an seinem Leibe nagte; des Ruhmes verführerische Zauber wurden ihm in jungen Jahren zu theil, und dennoch liegt schwarze Melancholie wie ein Flor über seinem Wesen, schleicht sich bigotter Glaubenseifer ihm in die phantasiebeschwungte Seele. Er nennt ihn „*Menschlichkeit*“, aber davon ist wenig zu spüren. So hart und verständnißlos kann diese weiche, schmiegsame Poetengestalt werden, daß sie eines Tages zürnend den Zeitgenossen zuruft:\*)

Ich schaue Euren Fortschritt, Eure Wunder und Erfindungen,  
Dampf, Galvanismus, Stahl und Erz und Ei  
Stehn wie gebundene Engel Euch zu Dienst!  
Die Sonne selber malt Euch Eure Bilder!  
Und dazu habt ihr Heere viel und Schulden,  
Spione zahllos, häufigen Verrath!  
Die Menschlichkeit indeß ist Aßenbrödel,  
Vor Hunger sterbend, in der Wähe spielend!

\*) Eine vortrefflich redigirte Ausgabe der Schriften Siegmund Krasinski's ist 1875 in dem Zemberger Verlage von Gubrynowicz und Schmidt erschienen.

Auch Krasinski ist ein tragisches Beispiel jener verhängnißvollen Einseitigkeit, welche, von dem nationalen Gedanken so lange sich nährend, bis derselbe aufgelesen ist, schließlich der alleinseligmachenden Glaubensorthodoxie in die Arme gleitet. Aber er wehrt sich länger, als sein Freund Mickiewicz, denn er läßt bis zu seinem Lebendende nicht ab, zu dichten, wenn auch in der unseligen Sphäre seines Irrthums, während Mickiewicz, vertrocknet und ausgedorrt wie eine Pflanze im Wüstenlande, keinen Ton mehr auf der Leier hat von dem Augenbilde, da er in den Abgrund der Mystik niedergestürzt ist. Krasinski ist eben der speculativere Kopf, der philosophirende Dilettant, indessen Mickiewicz der leichter bepactete Schöngeist ist. Mickiewicz ist ein Meister der Form, während Krasinski oft erfolglos mit ihr ringt; Mickiewicz steigt den Wolken entlang, wo Krasinski leuchtend über Stoppeln wankt. Als der ethische Gehalt bei Beiden aufgezehrt ist, da fasten sie sich, werden sie ascetische Säulenheilige und haben ihren Blick nur noch für den vermeintlich geöffneten Himmel, aus dessen Tiefen sie den nationalen Heiland, den Messias des „verchristlichten“ Weltalls erwarten. Der Poete ist bloß mehr der Schleppträger und Langknecht der Kirche. Krasinski's „Trybion“, das Hellenentkind, hat an der stolzen Roma sich für sein zertrümmertes Vaterland rächen wollen und trachtete, sie zu Schutt und Asche zu zerstören; aber sein Plan mißlang, denn aus dem vernichteten heidnischen Rom erhob sich das christliche. Krasinski selbst will die gesammte Welt aus Asche für sein untergegangenes polnisches Vaterland zertrümmern; aber auch hier steigt aus der Asche wiederum die Kirche empor und Polen, das „schuldlos-freiwillige Opfer“, bleibt in Fesseln, denn die Kirche gibt es nicht frei und hält es fest in der Sklaverei und Knechtung der Gewissen, des Gedankens, des Glaubens. So wendet sich des Dichters Vision wider ihn selbst und was er als Rettung ansah, ist gerade die Befestigung des Verfalls.

Die Geschichtsphilosophie Krasinski's ist großartig, aber im vertwegensten Sinne utopisch. Sie beruht auf dem Axiom, daß Völkerindividualitäten nur so lange spurlos ausgelöscht werden konnten, bis der Heiland auf Erden erschien; seine Opferung habe jene Möglichkeit für immer ausgeschlossen. Der Dichter will sich offenbar bereuen, daß Polen nicht untergehen könne; aber da ihm die Geschichte des Alterthums jedwede Analogie verweigert, so setzt er willkürlich Jesum Christum als Grenzstein. Dieser Trost ist indessen nicht bloß willkürlich — wie viele Völker sind doch während der Anfänge des Mittelalters unter den Augen des Christenthums verweht! — er ist auch verhängnißvoll, denn die blanke Verzweiflung bildet seinen Inhalt. Das ist nicht die Art, um den „Kampf ums Dasein“ erfolgreich auszukämpfen und sich durch Arbeit selbst zu befreien; es ist der Fatalismus, der gläubig auf eine imaginäre Erfüllung wartet, indessen höhnisch das Nichts, die Auflösung, der Zerfetzungsproceß sich heranschleicht. Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, daß auf dem Grunde dieser Weltanschauung ein brutal-slavischer Zug, ein herzloses „Après nous le déluge“ ruht. Mögen die anderen Völker sich zerfleischen und um leere civilisatorische Ideale sich abringen, predigt sie, uns Polen ist durch Christus auch ohne unser Zutun die Unsterblichkeit gesichert, denn wir sind das Opfer der Nationen, wie Jesus das Opfer der Menschen war! Und bezeichnend genug hat Krasinski diese Auffassung bekundet, als er seinem Landsmann Slowacki den Weg zur Satire anrieth. Mehr Galle, schrieb er dem Freunde, solle er seinen Auzubildern beimischen, denn es gebe mehr Leber, als Herz auf Erden; mit starker Hand in die niederen irdischen Regionen hineinzufahren, nach allen Seiten Schläge auszuthun und dann von dem leichtenbedeckten Felde wiederum zum Himmel emporzuflüchten, sei der Beruf des polnischen Poeten.

Zimmerhin ist zu constatiren, daß Krasinski nicht kopfüber, wie Mickiewicz, in die rettungslose Tiefe des mystischen Schwindels hinabstolperte, sondern die plumpe Messianitätslehre des „betrogenen Betrügers“ Towianski mit Würde von sich abwehrte. Dieses Gute ist ihm wenigstens aus der sonst von ihm so gräßlich mißverstandenen Hegel'schen Philosophie entsprungen, daß er von sich aus, auf dem Rückwege unzureichender Speculation, nicht aber den Lockungen eines ausbringlichen Nattenfängers folgend, vor den Altären Rom's anlangte, indessen Mickiewicz, der Beherrscher des

polnischen Barnasses, und mehr noch der excentrische Julius Slowacki wie verrückte Lämmer den Spuren Towianski's nachgingen. Als Slowacki ihm in wiederholten Briefen eifrigst zuredete, sich der neuen Secte Towianski's anzuschließen, gab er ablehnenden Bescheid, was den Dichtercollegen und Proselytenmacher so tief erbitterte, daß derselbe ihn und seine Familie, sowie diejenige seiner Gattin, die Branidsche, in dem Drama „Pfarrer Markus“ taktlos beschimpfte. Als ferner Krasinski in seinen „Psalmen der Zukunft“ (1845) vor demagogischen Anschlägen gegen den polnischen Abel warnte, wurde er von Slowacki in einer maßlos gereizten „Antwort an den Dichter der Psalmen“ wie von einem Landstreicher angefallen.

Wenn es eben nur solche Streiche wären, aus denen polnische Selbstbespiegelung die Vergleichung Slowacki's mit Heinrich Heine herleitete, so vermüchte man das Tertium comparationis zwar nur sehr oberflächlich zu finden, aber sich immerhin gefallen zu lassen. Hat ja dieser nämlich Slowacki auch sonst noch eine Reihe von persönlichen Unschicklichkeiten geleistet, welche einigermaßen an den „ungezogenen Liebling der Grazien“ erinnern. Als Goethe starb, frohlockte er, weil nunmehr für ihn Raum geworden sei. Von Mickiewicz erzählte er, derselbe compromittire den Dichterstand und sei in einen Spielsaal nicht eingelassen worden, weil man ihn wegen seines „unglaublich lieblichen Aussehens“ für einen Bedienten hielt. Als man Mickiewicz in Paris durch ein Bankett zu feiern gedachte und Slowacki aufgefordert wurde, bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an ihn zu halten, lehnte er dies in schroffster Weise als eine Zumuthung ab, da er nicht der „Wasall“ des Mickiewicz sei. Persönlich ist der „polnische Heine“ durch diese Züge genugsam charakterisirt; er war neidisch, eifersüchtig, excentrisch und überdies nervös wie ein hysterisches Weib. Zweifellos haben unberufene Freunde zu diesem Gemüthszustande des Poeten nicht wenig mitgewirkt. Als im Jahre 1832 unter Lafayette's Vorstoß in Paris ein Votensbankett abgehalten wurde, forderte ihn ein Herr de Julien — als den größten polnischen Dichter — auf, eines seiner Gedichte vorzutragen; er war damals dreißigjährigen Alters. Ein Prospect der „Revue Contemporaine“ kündigte unter den vorbereiteten Biographien neben derjenigen des Generals Skrzynecki auch die des Dichters Slowacki an.\*) Das mag dem blutjungen Manne zu Kopfe gestiegen und daselbst jene Ungebuld des Größenwahns erzeugt haben, welche, athemlos den Phantomen der Eitelkeit nachrastend, mäßige Erfolge mit glorreichen Triumphen, gelungene Würfe mit dichterischen Thaten verwechselte.

Von allen Trägern der literarischen Blüthe-Epoche Polens ist mir keiner unsympathischer als dieser ewig gährende Feuerkopf mit der durch eigene Schuld zerrütteten Begabung. Wo immer ich in seinen Phantasmen blättere, in dem Drama „Kordhyan“, der Satire „Benjowski“, dem Legenden-Epos „Geist-König“, allüberall finde ich wohl die Trümmerstücke eines ursprünglich großen Talentes, aber nirgends die zusammengefaßte Kraft des wirklichen Dichters. „Als ich acht Jahre alt war,“ schrieb er an seine Mutter, „gelobte ich Gott im Dome, daß ich vor meinem Tode nichts von ihm erbitten, dafür aber nach meinem Tode Alles fordern werde.“ Dieses Gelübde hat er gehalten, sofern man nur seinen grenzenlosen Ehrgeiz ins Auge faßt, aber vernachlässigt, soweit es sich auf ein im höheren Sinne gemeintes Streben nach Unsterblichkeit bezieht.

Ehrt man in Julius Slowacki den unvergleichlichen Bildner und Meister seiner Muttersprache, so ist dagegen nichts zu erinnern, denn so souverän wie er hat selbst Mickiewicz nicht den spröden polnischen Lauten das Geheimniß ihres Wohlklangs abgefordert; bewundert man an ihm neben der sühnen Unerschöpflichkeit seiner Phantasie die beinahe fabelhafte Leichtigkeit des Schaffens, so geschieht es ebenfalls nur nach Gebühr und Verdienst. Er hat binnen zwanzig Tagen die 2200 schönen Verse seines Dramas „Kordhyan“ zu Stande gebracht und der Katalog seiner Schriften bietet eine Art Goethe'scher Wohlbeleibtheit, obgleich sein Leben sich nur über vierzig Jahre (1809—1849) erstreckte. Späht man aber nach künstlerischer Mäßigung, nach unerrückbarem Schön-

\*) Ich basire diese Angaben auf die in diesem Jahre bei Gubrynowicz und Schmidt in Lemberg erschienenen „Briefe Slowacki's“. 1. Band.

heitsinn und idealischer Selbstdurchdringung, so geht man kläglich leer aus. Anstatt der poetischen Vernunft begegnet man poetischen Instinkten, anstatt der herrschbewußten Composition dem regellosesten Wirrwarr.

In der Lyrik mag dieses Mißverhältniß noch erträglich sein; für Drama und Epos ist es der gewisse Tod. Deshalb verfehlen seine „Ode an die Freiheit“, sein „Hymnus an die Mutter Gottes“, sein „Lied der Litthauer Legion“ — Improvisationen, welche der Aufstand des Jahres 1830 gezeitigt — keineswegs eine starke poetische Wirkung. Doch schon das Epos „Lambro“ erweist die schöpferische Unzulänglichkeit Slowack's, denn es ist schlecht und recht eine slavische Nachahmung des Byron'schen Korzaren, manuell vollendet, aber ethisch und ästhetisch aus dem Grunde verfehlt. Die „Towianstische“ Epoche, will sagen die Abdivertung in den Zergarten der Mystik, ist selbstverständlich nicht geeignet, diese wankelmüthige Begabung zu vertiefen. Das Dichten, lehrte Towianst, sei ein unmittelbarer Erguß unsterblicher Begeisterung, an dem alle übrigen Geisteskräfte unbetheiligt bleiben müßten, und Slowack war einer der Propheten dieses sonderbaren Schwärmer's. Also die „Beschränkung, in der sich der Meister zeigt“, das Bewußtsein von Aufbau und Zusammenfassung, die ästhetische Tendenz sind nichts, sind eitel Phrasen gegenüber dieser wunderlichen Spontanität der Begeisterung. Umsonst haben Aristoteles, Batteux und Lessing, umsonst Dante und Goethe gelebt. Slowack's Legenden-Epos „Geist-König“ wird beweisen, daß man nichts gelernt und gedacht, nichts erfahren zu haben brauche, um ein großer Dichter zu sein, wosfern man eben nur „spontan begeistert“ ist. Traurige Verblendung! Dieser „Geist-König“ ist ein Proteus, der heute Popiel, morgen Pfast und übermorgen Miecislau heißt, das personificirte Gespenst der polnischen Geschichte, das nicht gleichsam als Niederschlag pragmatischer Entwicklung, nicht als leidhaftiges Gesetz der Causalität die Weltgeschichte lenkt, sondern von Epoche zu Epoche sich neu verjüngt. Auch Gott ist dieser „Geist-König“ nicht, denn dazu fehlt ihm die erhabene Unveränderlichkeit, und Mickiewicz hatte schon recht, wenn er die Poesie Slowack's mit einem herrlichen Tempel verglich, in welchem Gott fehle. Will man dieses Schattenbild ergreifen, so zerrinnt es, und dieses mystische Schemen nennt der Dichter, von einem Escamoteur der Religion ins Garn gelockt, seinen „Geist-König“.

Im Angefichte dieses Phantasten, der manche letale Charaktereigenschaft seines Stammes reflectirt, ist es eine Art Erquickung, zu der poetischen Borntheit eines Severin Goszyczynski zu flüchten. Der Alte ist vor nicht langer Zeit als Sechszundsechzigjähriger in Lemberg gestorben, von seinem Volke geräuschvoll betrauert und pathetisch beklagt. Mit Recht, wenn man ihn lediglich aus dem nationalen Gesichtspunkte betrachtet. Denn Goszyczynski repräsentirte wie kein Anderer die trostige Abkehr seiner Landsleute von der Gemeinschaft der Völker, die großende Vereinsamung, welche, ob sie dabei auch vermodere, mit ihrem Schmerz allein sein will, und er war es, welcher mit obscurer Ernsthaftigkeit in einer kritischen Abhandlung die Forderung aufstellte, daß ein polnischer Dichter nur polnische Stoffe wählen, nur nationale Empfindungen befangen, nur patriotische Gedanken versificiren solle! Ein geschiedter Mann im Uebrigen, aber eben durch dieses Begehren von herostratischer Bedeutung für das Schriftthum seines Volkes.

Das polnische Vaterlandsgesühl und mit ihm der polnische Stoffkreis waren schon seit der mehrerwähnten „Ode an die Jugend“ des Adam Mickiewicz erschöpft. Seitdem ward wohl die nationale Tonart noch öfters angeschlagen, allein die Stimmen, von denen es geschah, waren inzwischen degenerirt, und auch die Resonanz war schadhast geworden. Immer dichter wurde der Rebel, in den die Aussicht auf Polens Restauration sich verhällte, immer inhaltsloser die Sehnsucht nach den ersten Gefilden der Heimat. Nichtsdestoweniger kimperte die Lyrik wie professionsmäßig ihre Nachschreie und Nothrufe unverändert weiter, monomanisch in einem gegenstandslosen Schmerze schwelgend, der ehedem der ganzen Welt an das Herz gerührt hatte, allmählig aber wegen seiner starren Eintönigkeit verdientermaßen unwirksam geworden war. Denn Weh und Leid, wären sie auch noch so berechtigt, dürfen sich nicht, komödiantisch drapirt, in den Vordergrund des Weltgewühls drängen, wenn man auf die Dauer sie für baar nehmen soll; ihnen geziemt es, im Kämmerlein sich auszutweinern und dann von neuer Thaten- und Lebenslust

abgelöst zu werden. Der alte Severin Goszczynski hat mehr für sein unseliges Heimatland gestrebt und gelitten als irgend eine der jüngeren Nachtigallen, welche die Freiheit als Sport betrieben und im Exil sich weidlich wohl sein ließen. Er legte nicht blos Worte und Lieder, sondern auch sein Leben auf den nationalen Altar nieder, indem er eine That vollbrachte, für welche er sich einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Volkes erkaufte. Als junger Poet war er, ein Kind der ukrainischen Steppe, in den zwanziger Jahren nach Warschau gekommen und das Netz der geheimen Gesellschaften und Conspirationen hatte ihn gierig in allen seinen Maschen eingefangen. Der Hauch der Revolution lag schwer auf der geängstigten Reichsstadt und mit brutaler Hand griff die russische Polizei bis in den Schooß der Familien hinunter, um sich die Opfer ihres Verdachtes hervorzulangen. Da kam, wie auf Windessflügeln, die Botschaft von den Pariser Juli-Vorgängen hergeweht und versetzte das Blut der Jugend in ungestüme Wallung. „Nach dem Belvedere“, raunte sich plötzlich die Losung von Ohr zu Ohr, „wir überfallen den Großfürsten Konstantin, wir müssen ihn haben, lebendig oder todt.“ Goszczynski empfing die Parole und gab sie weiter von Freund zu Freund, von Complice zu Complice, mitten zwischen den Spionen des Czars, dann eilte er — es war am Abend des 29. November 1830 — zur Sobieski-Brücke, wo das Rendezvous der Verschworenen verabredet war. Aber es stellten sich blos achtzehn Jünglinge ein, der Waffen harrend, welche ihnen Peter Wysocki, der Fähnrichs-Lieutenant, versprochen hatte. Lange Ewigkeiten verstrichen; endlich reichten ihnen unsichtbare Hilfsgeister hinter den Brückenpfeilern hervor die erschnten Gewehre mitsammt der Munition. Und nun marschirten die Ahtzehn unter Goszczynski's Führung furchtlos hinaus, den Großfürsten zu fangen. Sie fanden ihn nicht, denn er war rechtzeitig gewarnt worden; aber die blutige Revolution war eingeleitet und noch an dem nämlichen Abend begann der Kampf mit den russischen Truppen, welcher erst bei Ostrolenka sein tragisches Ende nehmen sollte. Noch heute entblößen Bauer wie Edelmann ihr Haupt, wenn sie von einem „Belwedercypl“, das heißt von einem jener Ahtzehn reden, welche an dem nebligen Novemberabende das Zeichen zum dem unglücklichen Befreiungskampfe gaben.

Goszczynski war vielleicht bis vor wenigen Monaten der Letzte aus der Heldenschaar, den der Tod verschont hatte. Es ist unter seinen Poeten ein ergreifendes Gedicht, in welchem er diesen weltgeschichtlichen Augenblick seines Lebens besang. Ich versuche dasselbe in reimloser Uebersetzung hier wiederzugeben:

Sieben schlug's; der Abendhimmel  
 Wüthte jäh von rothen Flammen,  
 Welche tödtlich mich umfingen,  
 Mich und all mein junges Dichten.

Gierig lekten Feuerzacken  
 An mir nieder, dann erklang es:  
 Neunundzwanzigster November —  
 Bestes wirst du niemals dichten.

Ja dies eine kurze Liedchen,  
 Nicht um Welken möcht' ich wissen.  
 Namenengel, em'gen Dank dir,  
 Daß du mir es eingegeben.

Nicht um Lorberkränze buhl' ich,  
 Noch um eitle Dichterehre —  
 Eind nur bitt ich, laß noch einmal,  
 Einmal solch ein Lied mich finden!

. . . Er hat es nicht gefunden. In langem Exil und harter Arbeit vollendete sich sein Dasein und anstatt der erschnten Stunde neuer patriotischer That durchlebte er zu Paris die Schrecken der Commune, bekümmerten Auges in das chaotische Greuel hineinstarrend, mit dessen Blute auch ruchlose polnische Hände sich besleckten.

Anderer Lieder aber, schmerzdurchschauerte und thränendurchtränkte, sind ihm auch nach jener siebenten Abendstunde des neunundzwanzigsten November noch reichlich zu-

gekrönt und haben die Lorberkränze, auf welche er einstens verzichtet hatte, um seine Stien gewunden.

Seine Landsleute sagen, die beste Epoche seines Dichtens sei ihm erst im Exil angebrochen. Ich hege eine andere Meinung. Für mich ist sein Jugendpoem, „das Schloß von Kaniow“, ein farbensattes Steppen-Epos, die edelste seiner Schöpfungen. Aber freilich hat er nach seinem eigenen Bekenntnisse sich durch Walter Scott's „Seefräulein“ zu demselben angeregt gefühlt. Ich bin weit davon entfernt, hiemit eine Einschränkung seines Talentos zu statuiren, denn ich weiß im gesammten Umkreise der Literaturen nur wenige Poeten, hinter welche er an feinem Natursinn und an dichterischer Intuition zurückzutreten braucht. In diesem „Schloß von Kaniow“ rauschen die Wipfel und flüstern die Halme eine wunderbare Sprache. Bäche und Hügel sind berebt wie der Gott der Dichtung selber und das Gemüth des Volkes liegt offen wie ein Spiegel. In letzter Linie erweist sich aber bei Goszczynski ebenso wie bei Mickiewicz, Slowacki, Krasinski an der Thatfache, daß die polnischen Dichter sich allesammt an fremde Vorbilder anlehnen, keine Ausnahme.

Die nationale Empfindlichkeit wird sich in Lemberg und Warschau, in Posen und Krakau durch diese Behauptung unliebsam getroffen fühlen, wie sie es immer thut, wenn man von dem vermeintlichen Martyrium der Polen nicht in Superlativen redet. Hat sie einen Grund dazu? Je nun, wenn es hart ist, zu constatiren, daß die polnische Dichtung einen rapiden Rückgang genommen hat und daß unter ihren jüngeren Adepten keiner sich mit Mickiewicz oder Goszczynski zu messen vermag, dann allerdings bekenne ich mich einer Gehässigkeit schuldig. Wenn es ferner grausam erscheint, daß ich die Originalität der polnischen Dichtung nicht allzuhoch veranschlage, so reclamire ich für mich das bekannte Bröckchen Salzes, mit welchem jede allgemeine Bemerkung verstanden sein will. Die Polen, obgleich unter den Slaven weitaus am intelligentesten, haben gleichwohl zu wenig selbständiges geschichtliches Dasein entwickelt, zu wenig allgemeine Bildung aufgehäuft, als daß ihre Dichter zu Hause die genügende Anregung und das ausreichende dichterische Material hätten finden können. Daß sie überdies ein eigentlich nationales und im poetischen Sinne autochthones Leben an sich erst dann bemerkten, als sie es im politischen Sinne bereits eingeathmet hatten, das weiß Jedermann aus der Geschichte. Der Kampf, welchen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die lithauische Poetenschule unter Mickiewicz's Führung gegen den Classicismus ausfocht, war seiner Natur nach wider das Ausländische gerichtet, nur trug Mickiewicz neben der eigenen Flagge auch diejenige Byron's und Goethe's in die Arena und es war somit nicht ein ausschließlich nationaler Streit zwischen Polnischem und Fremdem, sondern ein allgemein ästhetischer zwischen der Vorliebe für die Franzosen und derjenigen für Engländer und Deutsche. Als Mickiewicz vom Kampfplatze verschwand, setzten Slowacki, Krasinski, Zaleski das Ringen fort, wobei der Blagen immer mehr wurden und je nach der humanistischen Bildung der Kämpfer auch die Erinnerung an die „Sonne Homer's“, an Ariosto und Schiller in die Entscheidung eingriffen. Endlich sei auch noch dem Einwande begegnet, als ob ich den tödtlichen Einfluß, welchen die polnische Literatur dem Ultramontanismus über sich eingeräumt hat, übertriebe. Mickiewicz, Slowacki, Krasinski sind an ihm gescheitert, wie ich gezeigt zu haben glaube, und auch Goszczynski hat ihn nicht überwunden. Als er noch ein jugendlicher Mann war, beantwortete Przemowski, der Bischof von Plock, sein „Gebet eines Freien“ (1831) allerdings mit einer Anklage wegen Gotteslästerung, welche jedoch Lesewel, der Cultusminister der Nationalregierung, niederschlug.

Um so befremdlicher war später Goszczynski's Fall in die Tiefen des religiösen Wahns, in denen er den besten Geistern seiner Nation begegnete. Nur einem einzigen nicht, der auch sonst und im Leben des Alltags sein Antipode war, nämlich dem Grafen Alexander Fredro. Und weil der Letztere eben deshalb ein Phänomen war inmitten seiner dichtenden Landsleute, weil insbesondere auch sein kürzlich erfolgter Tod dazu einen nabeliegenden Anlaß bietet, deswegen räume ich ihm die Schlußbetrachtung meines Essays ein.

Vielleicht auf keine unter allen Literaturen läßt sich mit dem nämlichen Rechte wie auf die polnische das Wort anwenden, daß man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters

Lande gehen müsse, und wenn es statthaft wäre, nationale Züge pathologisch zu beurtheilen, so müßte man aus dem Bilde der vier Poeten, welches ich oben zu entwerfen strebte, auf eine Krankheit schließen, die das Volk der Polen mitsammt ihren Dichtern unter den gleichen Symptomen und Entwicklungen mitleidslos zerstöre. Denn was für Mickiewicz, Krasiński, Slowacki und Goszczyński der Mysticismus war, das ist für die heutige Generation der Polen das bigotte Kirchenthum, in dessen Armen sich unerbittlich der Proceß vollzieht, den schon Kosciuszko vorahnte, als er auf dem Schlachtfelde von Raciejowice das „Ende Polens“ verkündigte.

Alexander Fredro, der Komödiendichter, ist von dieser Krankheit verschont geblieben. Er war ein gläubiger Mann bis zu seinem Tode und noch als Achtzigjähriger sang er:

Gott, des Unbaths wider dich  
 War ich nie verdächtig,  
 Denn bekannt und vorgeahnt  
 Hat mein Herz dich mächtig!

Aber von jener nationalen Einseitigkeit, deren Herold Goszczyński gewesen, war weder in seinem Talente noch in seiner persönlichen Stimmung eine Spur vorhanden. Deshalb geschah es auch, daß schon im Jahre 1835 Goszczyński wider seine Komödien eine scharfe Beurtheilung proclamirte, in welcher knapp und bündig dem armen Fredro jedwede nationale Ader aberkannt wurde. Der solchermaßen Angegriffene war wehrlos gegenüber dem Terrorismus dieser fanatisirten Aristarchen und verschüchtert, abgeschreckt, enttäuscht zerbrach er seinen Griffel, um ihn durch vierzig volle Jahre nicht wieder zur Hand zu nehmen. Vier Jahre später vollzog sich an einem deutschen Dramatiker, an Franz Grillparzer, ein ähnliches Verhängniß; die Kritik, welche das Publikum an seiner Komödie „Weß dem, der lügt“ verübte, schlug ihm die Feder aus den Fingern für lange, lange Zeit.

Der nationale Fanatismus fragt nichts nach ästhetischen Argumenten und auch die Gerechtigkeit steht seinen Kundgebungen ferne. Fredro hatte in den napoleonischen Kriegen sein Blut für die polnische Sache dahingegen und also einen vollen Anspruch darauf, nationaler Laufzeit nicht bezichtigt zu werden. Nur besaß er eben eine andere Auffassung von nationalem Empfinden als jene Heißsporne, welche sich nicht theatralisch genug mit dem roth-weißen Vaterlandskummer drapiren konnten. Das hat nicht gehindert, daß er als „polnischer Molière“ more polonico hundertfach überschätzt wurde von den Rednern und Journalisten, welche ihm vor drei Monaten die Grabreden zu halten hatten.

Mit Molière hat nun Graf Alexander Fredro kaum mehr gemein gehabt, als das sozusagen Zünftige der Lustspielmuse. Aber was thut das? Welches andere Volk außer dem französischen hat denn überhaupt einen Molière aufzuweisen? Dieses leidige Vergleichen und Kategorisiren fördert überall den fundamentalsten Widersinn zu Tage, und schon Goethe hat bekanntlich dagegen geistert.

Wie aber kann sich denn von Eyd  
 Mit Phidias nur messen?  
 Ihr müßt, so lehr' ich allfogleich,  
 Den Einen um den Andern vergessen.

Nirgends aber grassirt diese Unfittigkeit mehr als bei den Polen; sie construiren sich einen „polnischen Goethe“ — Adam Mickiewicz; einen „polnischen Schiller“ — Siegmund Krasiński; einen „polnischen Heine“ — Julius Slowacki; und zu guter Letzt den „polnischen Molière“ — Alexander Fredro. Als ob damit Etwas gewonnen wäre! Oder als ob solche Parallelen denjenigen, zu deren Ehre sie berechnet sind, überhaupt nur zu statten kämen! Die polnische Dichtung ist bettelarm grade dort, wo der poetische Geist sich am reichsten manifestiren kann, nämlich im Drama. Und auch der Humor siegt nicht in dem Charakter und der Begabung der Polen. Es ist bezeichnend, daß der genialste polnische Komiker, Bółkowski, tagsüber auf den Warschauer Friedhöfen zwischen Gräbern kauerte, um dann des Abends auf der Bühne die Genien der Heiterkeit zu entfesseln. Etwas von dieser Leichenbittermiene trägt der polnische Humor durchweg in seinem Antlitz. Fredro war eine rühmliche Ausnahme, denn seine Muse war wirklich voll heiterer Unbefangenheit und Freiheit — mußte er darum schon ein Molière sein?



Zahrelang lebte Fredro in Paris, ohne mehr als ein einziges Molière'sches Stück kennen zu lernen, das er im Théâtre français aufführen sah; er hat die Komödien des unsterblichen Franzosen in der That erst viel später gelesen und zwar aus einem abgegriffenen Exemplare, das er zu Lemberg einem hausfreundlichen Juden abkaufte. Seine besten Lustspiele hatte er inzwischen bereits geschrieben; sein „Geldhab“, ferner der „Brief“, die „Damen und Husaren“, die kleinen Proverbes „Niemand kennt mich“, der „Kampf um die Grenzmauer“ waren auch in chronologischem Sinne unabhängig von irgend welchem Einflusse, den Molière auf ihn hätte ausüben können. Sie verlieren dadurch wahrhaftig nichts an ihrem sehr beträchtlichen Werthe, daß man sie der uneingeschränkten Originalität ihres Autors zuschreiben darf. Etwas Anderes ist es, wenn man Fredro den Vater der polnischen Komödie nennen wollte; gegen dieses Prädicat wäre im Grunde nichts einzuwenden, nur daß man es dann mit einem Kinderlosen zu thun hätte, denn das, was ihn auszeichnete, war die Fähigkeit, aus dem polnischen Volks- und Gesellschaftsleben einzelne erheiternde Typen emporzulangen, und diese Fähigkeit ist bei seinen Epigonen nicht zu finden.

Ueberhaupt sind Naturen von der heiteren Gleichmäßigkeit, welche Fredro als Mensch und Dichter charakterisirte, unter den Polen gar nicht oder im besten Falle sehr dünn gesät. Fredro war schon als sechzehnjähriger Knabe unter die Soldaten gegangen; er hatte keine Zeit gehabt, sich viel mit profundem Vernststoff zu quälen. Aber die Berse troffen ihm gleichsam von den Lippen und im Widouac waren seine Improvisationen eine stets willkommenene Unterhaltung. Ein Kamerad, der einen solideren Schulsack besaß, machte ihn einst darauf aufmerksam, daß seinen Versen die Cäsar fehle. „Was ist das?“ erwiderte naiv der Poet, „davon habe ich noch nie Etwas gehört.“ Dabei mangelte es ihm keineswegs an durchdringender Kenntniß der Menschen. Als er sein erstes Lustspiel, den „Geldhab“, vollendet hatte (1821), übergab er dasselbe zur Aufführung nicht der Bühne seines Wohnortes Lemberg, sondern derjenigen von Warschau; interpellirt wegen dieser Entschliesung, antwortete er, das höchste Gut des dramatischen Autors sei, todt zu sein; sein größtes Unglück aber, an demjenigen Orte, an welchem seine Stücke zum erstenmale die Bühne beschritten, persönlich gekannt zu sein. Der Satz ist so wahr, daß er in einem Evangelium dramaturgischer Lebensweisheit stehen könnte.

Inwieweit man Fredro's Stücke auf die deutsche Bühne zu verpflanzen vermöchte, darüber habe ich mir bisher kein Urtheil bilden können. Eine seiner besten Komödien ließ Heinrich Laube für das Wiener Stadttheater übersetzen und auf demselben aufführen; der Eindruck war jedoch kein unmittelbar günstiger. Die Gestalten des fremden Dichters erwiesen sich spröde und, abgesehen von einigen auf die Rechnung der Darsteller zu setzenden Effecten, in der Hauptsache unwirksam. Ich begründe darauf keinen Vorwurf, eher ein Lob. Dadurch werden die aus einem uns fremden Volksleben herausgeschöpften Figuren ja nicht weniger wahr und getreu, daß wir menschlich nicht mit ihnen sympathisiren. Es ist doch mehr als fraglich, ob Freitag's „Journalisten“ oder Bauernfeld's „Krisen“ einem französischen Publikum zusagen würden, und doch steht es außer Zweifel, daß das deutsche Lustspielrepertoire auf diese beiden Stücke noch sein darf.

„Das höchste Gut des dramatischen Autors ist, todt zu sein.“ Als Fredro gestorben war, vereinigten sich seine Landsleute in der Klage, der „polnische Molière“, der „Vater der polnischen Komödie“ habe zu athmen aufgehört. In der Zeit seines rüstigsten Schaffens peinigten sie ihn mit dem Vorwurfe, er sei nicht national, schlossen sie ihm gewaltsam durch ihre Mörgeleien den berechtigten Mund. In dem falschen Sinne, wie die Polen heute ihre Nationalität auffassen, war er es allerdings nicht, denn er weinte nicht ohne Aufhör Bäche von Thränen über das Unglück seines Volkes, er suchte und knirschte nicht am Vormittag, um am Nachmittag auf den Knien zu rutschen und von dem Priester-spuk sich umgarnen zu lassen. Die Mystik hat ihm nicht bekommen können, weil er gesünder war als sein Volk; der Jesuit mied ihn im weiten Bogen, weil er das Lächeln dem Beten vorzog. Wenn es von Mikiewicz und Goszczyński, von Slowacki und Krasiński wahr ist, daß

Wer den Dichter will verstehen,  
Muß in Dichters Lande gehn —

so ist es doch auch von dem völlig anders gearteten Fredro, aber freilich in einem bei weitem erfreulicheren Sinne anzuwenden. In jenen fand das krankende Polenthum seinen dichterischen Ausdruck; Fredro suchte die gesunden Keime; daß nicht eben viele vorhanden waren, lag nicht ihm zur Last; noch weniger konnte er dafür verantwortlich sein, daß seine hypochondrischen Landsleute das gesunde Bild, welches er ihnen zeigte, nicht als das ihre anerkennen mochten. Er hörte schließlich auf, zu schaffen, wie ein Arzt, dessen Medicinen der Patient beharrlich zurückweist. Dadurch ward der Kranke freilich nicht gesünder. Der verschmähte Helfer aber hat sich seinen Ruhm gewahrt. Er bleibt für alle Zeit eine erfreuliche Erscheinung auf dem polnischen Parnas, eine von den wenigen, bei deren Anblick man nicht in die Klage auszubrechen braucht: „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!“ Eben deshalb ist es mir eine Genugthuung, die kleine Dichtergalerie, durch welche ich den Leser geführt, mit dem Bilde Fredro's abzuschließen, aus dessen Zügen nicht bigotte Verzerrung noch nationaler Fanatismus den Beschauer unliebsam anstarren.

---

## Wilhelm Jordan als Epiker.

Eine Studie

von E. Keller.

Die Schriftsteller sind auch in Deutschland an den Fingern abzuzählen, deren ganzes Dasein ein einziger erhabener Lebensgedanke ausfüllt, deren Ziel unter allen Umständen ein rein künstlerisches geblieben ist und die sich von ihrem jeweiligen Schaffen stets die strengste Rechenschaft gegeben haben. Unsere Gegenwart zumal ist arm an jenem großartigen Sinn für das Hohe und wahrhaft Ideale, der sein Alles daran setzt, dem, was in ihm glüht und treibt, den vollen und bewältigenden Ausdruck zu geben. Nur spärlich ragen sie, nur ganz vereinzelt, die einsamen Dichtergrößen, die mit der geisterhaften Sicherheit des Nachtwandlers, unbeirrt von dem Tageslärm und Tagesverstand unsrer Zeit, den Blick von dem bunten Treiben um sie her nach oben gerichtet, still und einfach ihren Weg gehen, Aufsehen meidend, aber doch erregend durch die Klarheit und Bestimmtheit des Wesens und durch den bewußten Gegensatz, in welchem sie zu den Bestrebungen ihrer Mitbürger stehen. Die hier zu führende Untersuchung soll allerdings erst nach eingehender Prüfung die Frage beantworten, ob Wilhelm Jordan, der Sänger der „Nibelunge“, der ebenso gefeierte wie verkettete deutsche Rhapjode, auch wirklich den größten Poeten aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdiene; so viel aber darf schon hier ausgesprochen werden, daß Jordan's Weise eine durchaus eigenartige ist, daß er sich die Laufbahn selbst vorgezeichnet hat; daß wie sein Bildungsgang mit ehernem Schritt mitten durch die Wirren der letzten drei Jahrzehnte sich seine Selbständigkeit behauptete, so auch alles, was er in diesem Menschenalter veröffentlicht hat, den Stempel eines festen und unabänderlichen Willens an sich trägt, daß er nicht Goldschnitt und Goldschaum, sondern wuchtige Goldbarren in unsere Literatur gebracht und unter so vielen Hygmäen und Homunkeln als Mann mit mächtiger Hünengestalt dasteht.

In der Lyrik wie im Drama und in der Uebersetzungskunst hat Jordan Rennenswertes geleistet; sein Dichterruhm jedoch liegt in seiner außerordentlichen epischen Begabung. Wenn die heutige Literatur noch etwas Erträgliches auf epischem Gebiete aufzuweisen hat, so dankt sie es ihm, der allen Uebrigen vorangeleuchtet, wie er Alle ohne Ausnahme durch den gewaltigen Genius weit überstrahlt. Ihm ist das Epos kein gelegentlich entstandenes, mehr oder minder gelungenes Gedicht, sondern die Schöpfung der Zeit selbst, der vielen ihr vorangegangenen Jahrhunderte und des unbezwinglichen Dranges, das bisher Erlebte in einem grandiosen Glanzbilde zusammenzufassen und als befruchtenden Kern zu etwas noch Höherem und Vollendetem in den Schooß der Zukunft zu legen, was bisher Höchstes und Vollendetes gereift ist. Das Epos ist ihm der eigentliche trühtällhelle Völkerspiegel; nur die Nation bringt es nach seiner Ansicht hervor, die, von dem Strom der Geschichte in das Weltleben hineingerissen, sich darin mit Kraft und straffer Geistesenergie behauptet; wenn eine solche an einem der entscheidenden Punkte ihrer Entwicklung angelangt ist, dann ersteht ihr von selbst der Seher, welcher ihre großen Sagen, deren Mund er gleichsam nur ist, im Lichte der jeweiligen Zeit

erzählt. Er kennt also im Ganzen nur eine unendlich geringe Anzahl von Epen im wahren Sinne des Wortes. Er läßt allenfalls das Mahābhārata und Rāmāyana, Ilias und Odyssee gelten, auch das Schah Nameh Firdusi's hält er hoch. Alles jedoch, was der Poet nur aus seiner engen Individualität heraus und nicht als Ausleger und Dolmetsch seines Volkes hervorgebracht, sieht er als ein schwächliches Kunstprodukt an, das seinen gewissen Werth haben mag, das aber auf den Namen eines großen Epos nicht Anspruch machen darf. Camoens, Ariost und Tasso, Klopstock und Milton sind ihm daher keine Epiker im großen Style; unser vielgepriesenes Ridelungenlied stellt er ziemlich tief und Hermann und Dorothea ist ihm ein episches Gedicht, aber kein Epos.

Gewiß verlohnt es sich der Mühe Nachforschung darüber zu halten, wie Jordan zu diesen Ansichten gekommen ist, wie weit er sie verwickelt hat und inwiefern dieselben stichhaltig genannt werden dürfen. Jedenfalls sind es bei diesem Manne keine leeren Aesthetisierereien, nichts Angesehnes und Angeacht's, sondern von Jordan selbst innerlich und äußerlich erlebte Anschauungen. Auch äußerlich; denn Jordan's Geschick hat ihn frühzeitig und auf das innigste mit den Geschicken Deutschlands verwebt. Die persönlichen Erfahrungen, die er insbesondere in dem Wirbel der großen politischen Ereignisse gemacht, sind vom nachhaltigsten Einfluß auf sein dichterisches Sinnen und Trachten gewesen. Noch nicht dreißig Jahre alt saß er in jenem großen Parlament, das im Jahre 1848 alle deutschen Herzen in maßlosen Erwartungen höher pochen machte. Mit der Weltliteratur vertraut wie wenige Gelehrte, dabei tief im Naturwissen bewandert, ein gluthenprühender Feuerkopf mit schmerzlich gespannter Sehnsucht nach der damals vielumwobenen Freiheit, voll dichterischen Feingefühls und lebendiger, raschbeweglicher Einbildungskraft, so trat er in die Paulskirche. Und ehe noch ein Jahr um war, wie sah er sich da in Allem, was er und Tausende mit ihm so heiß herbeigewünscht hatten, so schmähdlich betrogen! In derselben Stadt, wo Deutschlands erste Geister tagten, wo er selbst das Licht der Welt erblickte, lagen die Leichen Auerswald's und Lidnowsky's, mit deren einem er ein dauerndes und enges Freundschaftsbündniß geschlossen zu haben scheint, von blinder Böbelwuth hingeschlachtet. Ueberall in Deutschland war ein Aehnliches gesolgt und nun machte sich eine rückläufige Bewegung geltend, welche nicht nur Alles, was so hoffnungsvoll emporgestrebt hatte, hoffnungslos zu Boden warf, sondern allmählig auch auf keinen Widerstand in den Gemüthern der Betroffenen selbst stieß. Denn was der Auffchwung der Naturwissenschaften, als deren Vertreter in Deutschland damals der große A. v. Humboldt angesehen wurde, leise aber mit sicherer Hand vorbereitet hatte, das drang nun nach dem Erwachen aus dem langen und vergeblichen Freiheitsrausche unaufhaltbar und siegreich vor. Es ist dies die materielle Cultur mit allen ihren Segnungen und Uebeln, wie sie gegenwärtig auf ihrem Höhenpunkte steht, und in unausweichlicher Folge derselben ein Sichbehagen in den gegebenen Verhältnissen und das Hervorkehren aller Anstrengung, sie nach bestem Vermögen auszunützen. Mit dieser Anspannung aller industriellen Triebkräfte war ein natürliches Erschlaffen des idealischen Sinnes verbunden; selbst ein Herwinus rief damals die von Bulwer so genannte Nation der Denker von den Büchern zur Arbeit, zur Politik — er hat es, trotz der goldenen Früchte, welche dieser Materialismus getragen, unmittelbar vor seinem Lebensende bitter bereut. Jordan aber erleichterte seine zornentbrannte Seele in seinem ersten und am tiefsten empfundenen Epos, im Demiurgos.

Ein Mysterium nennt er seinen Demiurgos, er ist in demselben Sinne wie etwa Wolfram's Parzival, also ein Epos, in welches ein tiefbedeutsamer Weltgedanke niedergelegt ist. Demiurgos ist der Weltbaumeister, wie ihn die christlichen Gnostiker des zweiten Jahrhunderts sich vorstellten, eine beschränkte Gottheit, welche vom höchsten Wesen den Auftrag erhalten, die Erde zu schaffen und in ihrer engern Intelligenz auch die vielen Uebel mit hineingeschaffen, für welche daher der oberste Gott nicht verantwortlich ist, dessen mit einem Scheinleib begabter Sohn dann als Mensch Jesus auf die unter ihrer Sündenlast feutzende Erde niederstieg, um alles das zu beseitigen, was der bornierte Handwerker-Berstand des Demiurgos Böses angerichtet. Dieses mythische Grundgewebe, in welchem zoroastriische und christliche Anschauungen sich wunderferltjam

verschlingen, nimmt Jordan zum Ausgangspunkte seiner Dichtung. Es ist in der Urzeit, wo der Erdball gerade zu verdunsten und sich zu festigen anfängt, da erscheinen, von einem Kometen dahergetragen, der Geist des Bösen und des Guten, Lucifer Demiurgos und Agathodämon. Der Letztere meint, nun werde dieses Gestirn als funstrier Schladenstein ewig so fortrollen, wenn er ihm nicht Werbekraft einflöße. Lucifer dagegen getraut sich ganz aus Eigenem hier eine lustige Schöpfung zu gründen.

„Ich mein's im Ernst. Was gilt die Wette?  
Du nennst in Zukunft diesen Stern  
Koch ein Juwel der Sternenkette  
Und gibst ihm deinen Segen gern.“

Wer von Beiden die Wette verliert, der muß dem Andern ein volles Götterjahr als Vasall dienen. Die Anlage des Ganzen ist, wie man sieht, von außerordentlicher Kühnheit: es gilt nichts Geringeres, als das Böse in der Welt in seiner Göttlichkeit und Heiligkeit nachzuweisen. Indessen finden wir gleich beim Beginn eine Verzeichnung in den Grundlinien, von der zu fürchten ist, daß sie für den Aufbau des Ganzen verhängnißvoll werden könnte. Lucifer bittet nämlich seinen Zwillingbruder Agathodämon, von dem Erdensterne mit dem Momente, wo die Wette anfängt, sammt seiner Liebe fern zu bleiben.

Denn was davon ich brauchen kann,  
Enthält er schon von Anfang an.“

Er will dem Erdenstaube nur zwei Tropfen, Tod und Haß, vermählen und ihn dann laufen lassen. Wenn nun Lucifer schon, was er von Liebe brauchen kann, in dem gegebenen Stoffe vorfindet, so bleibt Agathodämon der neuen Schöpfung nicht ganz fern, und für das kundige Auge ist schon hier eine Unebenheit in der Symbolik zu erkennen, welche sich sehr zu ihrem Nachtheile von der ursprünglichen gnostischen unterscheidet, wo Agathodämon und Gott Vater identische Wesen sind.

Nach anberaumter Zeit sihen die Beiden auf einer Alpe in der Morgendämmerung. Lucifer ist inzwischen als Demiurgos thätig gewesen, allein Agathodämon merkt nichts davon in dem rings sie umfangenden Nebel. Nun folgt eine gloriose Schilderung:

Doch immer glühendvoller glänzen  
Die Rosen um des Tages Thor,  
Die Schatten bannen sich in Grängen,  
Das Licht des Tages taucht hervor.

Nun steigt der Ball von Flammengold  
Und stutet Nicht ins Panorama,  
Und majestätisch langsam rollt  
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Der Rebelschleier reißt in Stücke  
Und flattert, wogt und steigt und fällt,  
Und vor dem überraschten Blicke  
Erschließt sich eine Wunderwelt.

Wie Rauch entwölgt es sich dem Thale,  
Verdampfend vor der Sonne Kuß,  
Und silbern blüht in ihrem Strahle  
Am fernem Horizont der Fluß.

Im Kreise, der sich endlos ründet,  
Und der das Leben grün umspinnt,  
Bom Jauerschab des Lichts entzündet  
Der Farben Schattenspiel beginnt.

Die Tannen an der Bergwand zittern  
Zur Daseinswollust aufgewacht,  
Bom Thau besät mit tausend Flittern,  
Wie Diamanten auf Smaragd.“

Natürlich gibt sich Agathodämon durch den bloßen Anblick noch lange nicht gefangen.

Das Wimmeln der Geschöpfe kommt ihm schon im Vorhinein verdächtig vor; er will den Stern erst bereisen, bevor er ihm seinen Segen spendet. Und schon jetzt läuft ein Schatten über die sonnigen Gefilde und Alles scheint ihm wie umgewechselt. Wir bekommen die Schopenhauer'sche Nachtseite des Universums zu sehen.

„Das leise Wachsen aller Pflanzengellen,  
Der Knospen lautlos Auseinandergehen,  
Es dünkt ihm nur ein schmerzhaft danges Schwellen,  
Er sieht darin nur stumme Mutterwehn,  
Im Raß der Knospemaugen nichts als Zähren,  
Geweint um endlos dauerndes Gebären.  
Er sieht den Kar mit vorgestreckten Krallen  
Aus blauer Höhe gierig niederfallen,  
Von seinen Fängen mildeidlos zerfleischt  
Ein armer Hase herzzerreißend kreischt . . .  
Ein düst'res Wetter ballt sich rasch zusammen,  
Es zuckt der Blitz und setzt die Stadt in Flammen.  
Die Glocke wimmert ihren Hilferuf,  
Ein Augenblick zerbröckelt, was ein Jahrhundert schuf.  
Dort sprengt der Hiesigen Klave seine Fessel,  
Die Alp erhebt vom Sprung der Dampfkeffel,  
Zerfetzte Glieder, Leiber halb gebrüht  
Der Flammenschlund nach allen Seiten sprüht.“

Agathodämon will losbrechen, aber Lucifer fordert jetzt erst recht, daß er zuerst sich das gesammte Treiben, besonders das menschliche, genau ansehe, nur darf ers nicht obenhin thun, sondern muß es menschlich mitfühlen. Zu diesem Zwecke aber muß er selbst Mensch werden und Lucifer will zum Zwecke seiner Menschwerdung in Deutschland „nach einem Wildling für das Himmelsreis“ umherspähen. Auch hier ist die Zeichnung nicht ganz rein; denn sowie Agathodämon die Dinge vom begränzt menschlichen Gesichtspunkte ansieht, kann, ja muß er nach der einen oder andern Seite hin irren.

In deutschen Landen ist um diese Zeit die achtundvierziger Revolution im Anzuge. Einer frommen Gräfin will eben ihr Sohn Heinrich sterben. Des Verschwindenden Leib wählt Lucifer zum Gefäße für Agathodämon, der in Nebel zerfließen und sich in die Tropfen eines Heiltrankes drängen muß, den Lucifer, als Arzt verkleidet, dem jungen Grafen auf dem Todtenbette einflößt. Da träumt diesem von einer lichten Frauengestalt in idealischer Schönheit. Das, meint Lucifer, ist der Körper, wo die Menschen anbeißen müssen, um dann mühsam und nach den mannigfachen Abänderungen und Zeitläuften die Schönheit wirklich hervorzubringen. Im Jahre 1848, wo Schopenhauer noch völlig unbekannt war, trotzdem er sein Hauptwerk längst hatte drucken lassen, und wo der Demiurgos entstanden ist, sehen wir Jordan bereits, gleichviel ob er die Schriften Schopenhauer's, der ja auch gleich ihm in Frankfurt a. M. lebte, schon kannte oder, wie er behauptet, noch nicht kannte, die Hauptzüge des Schopenhauer'schen Pessimismus, wie in der oben citirten Stelle, klar auseinandersehen. Hier sind es wieder Darwin's Lehren von der Zuchtwahl, die Jordan mit großer Schärfe auseinandersetzt und allerdings scheint er diesen Gedanken dichterisch vorgeahnt zu haben, denn von den vorzüglichsten Abhandlungen Darwin's war damals noch nichts bei uns publicirt und ich weiß nicht, ob selbst in England der Name des Mannes schon eine Verühmtheit hatte. Es ist nun aber ganz die Darwin'sche Theorie, wenn Jordan sagt:

„Das Ideal wird Fleisch und Bein,  
Nur muß man sich auf Fleisch und Bein verstehen,“

und wenn er hinzusetzt, daß man für ferne Zeiten Staatsverträge schließt, Familienstipendien und Hindercommissie stiftet und auf tausenderlei Weise für die Zukunft der Enkel sorgt, daß es jedoch Niemand in den Sinn kommt, das Allerbeste, einen schönen Leib, den Kindern zu vermachen. Von genialischer Grobheit und Grobheit ist dann die Stelle:

„Doch nein, es ist wohl nicht so schlimm.  
Allmählig weicht der Theologengrimm;  
Wie sehr man sich noch mit Romantik täuscht,  
Die Welt veröhnt sich endlich mit dem Fleische,  
Denn hier und da bereits irrlichtelt.“

Die Lehre, die 's emancipirt,  
 Quirinus M. . . . . hat sechs S. . . . . aufgepackt  
 Und zeigt den Lords in England köstlich nach  
 Antike Meisterwerke warm lebendig.  
 In P. . . . . freilich fand man's unanständig,  
 Wo auf den glatten Kieselpromenaden  
 Ein Völkchen trollt mit krummen Ohrenwaden,  
 Wo sich mit Spülkasser und Futterpennen  
 Die S. . . . . ihre Nägen stopfen,  
 Wo Bretterbänen oft den Aßem klemmen  
 Und tausend Herzen gegen Wutte klopfen.  
 'S ist hohe Zeit! Das Volk muß sich bekehren  
 Und fernerer Entartung züchtend wehren,  
 Erkennen, daß der König mit dem Popf,  
 Der sich die langen Kiejen schuf,  
 In allen Dingen besser als sein Ruf,  
 Das Ding ergriffen bei dem rechten Schopf.  
 Dünnebein'ge Hämmel, einen edlen Hengst  
 Zu züchten, das versteht man längst:  
 Warum nicht nach dem Grundsatz von Trakehnen  
 Kun endlich auch den Menschenschlag verschönern?"

Wer heute Darwin's Buch von der Variation der Pflanzen und Thiere im Zustande der Domestication aufschlägt, wird billig staunen, daß Darwin Furore machte, während des deutschen Dichters Verse von der Zeit vergessen wurden.

So ist denn Heinrich-Agathodämon wieder unter den Lebenden. Eine Ahnung seiner überirdischen Abkunft webt nur wie ein leiser Dämmer in seinen halbwachen Zuständen um ihn. Sogleich erwacht auch in ihm Agathodämon's lebhafteste Vorstellung von dem Jammer dieser Welt und von der Unergründlichkeit des ganzen Daseins. Jeder Freude folgt das Leid wie dem Körper sein Schatten und dieses Unlaute jeder Lust, dieser Tropfen Wermuth in jedem Becher der Wonne scheint ihm unerträglich. Dabei ist er gründlich blasirt und, an allen Idealen irre geworden, erfast ihn die helle Verzweiflung, und in einem saftischen, aber etwas gedehnten Monolog beschließt er denn auch, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber Lucifer tritt unversehens hervor, schlägt ihm die Pistole, ehe er sie abdrückt, aus der Hand und zeigt ihm das Thörichte seines Unternehmens: wie ohne den Widerstand des Bösen das Gute sich nicht entwickeln könnte, wie die klarsten Ideale doch nur aus den trüben Flammen der Begierde hervorgehen, ja daß das bloße Ideal an sich ein Unding ist, das hinter der armseligsten Bewirklichung weit zurücksteht, daß aber der Mensch dieses Hirngespinnst, genannt Ideal, braucht, um im Guten und Tüchtigen vorwärts zu kommen. Heinrich vertraut nur zögernd dem räthselhaften Freund, er will jenes Frauenbild, das ihn in seinen schönsten Träumen umschwebt, auf Erden finden und Lucifer will ihm im Suchen behilflich sein, Er weiß wie Mephisto, daß Heinrich-Faust in jedem Weibe Helenen sehen werde, indessen läßt er ihm doch durch seinen Helfershelfer Puck etwas ganz Apaties aussuchen. Es ist die junge Fürstin Helene, deren Vater, in vertraulichem Verkehr mit A. v. Humboldt, nach ganz moderner Weltanschauung sein geliebtes einziges Kind erzogen hat. Auf einer Insel, fern dem gemeinen Treiben, hat er alle Schönheiten der Natur, alle Schätze der Bildung, alle Bequemlichkeiten des Luxus um sie versammelt. Helene ist harmlos wie ein Kind und dabei von klarem, durchdringenden Verstande, sie weiß nichts von einer Religion, aber ihr Sinn ist offen für alles Edle und Treffliche. Lucifer läßt sie von Heinrich im Bade belauschen und macht ihm weiß, daß er ihm eine Statue zeige. Die Enttäuschung macht ihn erst besinnungslos und bald zum erklärten Geliebten Helenens, die ihn durch eine von Lucifer gesponnene Intrigue für den Bräutigam hält, den der abwesende Vater ihr bestimmt hat. Aber auch dieser Wonnerausch ist bald verflogen. Sehr schön zeichnet Jordan das stillselige, mit dem Gegenwärtigen vollbeschäftigte und darin seine Befriedigung findende Mädchen und den immer weiter stürmenden, nach dem Unmöglichen trachtenden Heinrich, der sehr bald aus den ersten Seligkeiten und Entzückungen erwacht, in Helenen das gewöhnlichste Frauenzimmer sieht und gar nicht begreifen kann, was ihn an ihr so habe blenden können. Freilich aber ist dieser Heinrich auch ein idealischer Narr,

und während Faustens Verhältniß zu Gretchen und der endliche Bruch desselben uns so natürlich erscheint, können wir Heinrich's Empfindungen gar nicht begreifen. Jordan wagt nur durch Punkte eine Natürlichkeit anzudeuten, durch welche das Paar für immer auseinanderkommt, aber er versteckt unter diesem Cynismus nur die eigene Unbehülflichkeit.

ster. Nun aber an ein Märchen, umgewandelt, ein entgeblicben sei. Ein Jüge machen und fordert ihn Augen. Venus das Kasteien hat bei einem Jordan sich find:

„Gehent' wirt' von Heinrich wunnamig verlaßen.  
Bis hierher ist der Gang des Gedichtes ein fester, völlig zielbetretren wir plötzlich vor ein Räthsel. Ohne alle Vermittlung erfindet Jordan wie in einem alten Heidentempel, den man in eine christliche Kirche um Venusbild, für eine sündige Eva gehalten, von der Zerstörung verschont. In einer Nacht belebt sich die Statue, sie sieht den Gekreuzigten, seine eben einen tiefen Eindruck auf sie, sie tritt zu ihm hin, erklärt ihm ihre Liebe zum heitern Lebensgenuß auf. Er verneint es traurig und schliefst die weint. Da spricht Maria ihr Trost zu. Genug hat der Sohn gelitten, hat aufgehört, und nun folgt ein Schluß, den ich hierher setzen muß, weil ich bei kein Phrasengeklänge laube, diese Verse aber mir völlig unverständlich

„Erhebe dich, o Schaumgeborne  
In dir begrüß' ich die Erborne  
Die zweite Jugend zu gebären.  
Ein Theil von meinem Heil'genschein  
Soll deine Frauenhuld verklären,  
Und der Erlösungssüchtigen Pein  
Soll höchste Seligkeit auf Erden  
An deiner Brust dem Sohne werden.  
Im unbegrenzten Thatenfeld  
Umzäume dich ein eignes Eden,  
Und auf Dreieinigkeit gestellt  
Empfang' er für die Gottessehden  
Den sichern Stand, die unverdroß'ne Stärke,  
Die erste Lust zum ew'gen Heilandswerke.“

esuchenden und nen möchte. Auf e Leben zugleich so gibt es über- on da an werden die Einheit des position löst sich tius Stahl auf- iger Revolution, gefunden werden eines Tischlers und an den Rand Biergarten, wo Republicanismus t, wo endlich die lich, von Lucifer

Wir sind aus allen Himmeln gefallen. Wir glauben einen adhe händereißenden Diplomaten zu sehen, der gerne Unvereinbares verein die Dreieinigkeit gestellt, räthselst uns Jordan vor, soll das moderne heidnisch-frohlich drein' blicken. Wenn das nicht blanker Widerfinn ist, haupt keinen. Hier hat Jordan entschieden mit sich selbst gebrochen, wo wir noch eine Menge wunderschöner Einzelheiten antreffen, aber um Gedichtes ist es geschehen, das Hohe, Verheißungsvolle der kühnen Com in ganz gewöhnlichen reactionären Tendenzen à la Görres oder Zu Lucifer führt nun Heinrich mitten unter die Vorereignisse der achtundvier um ihm zu zeigen, daß die alten Formen sich ausgelebt haben und neue müssen. Lucifer läßt Heinrich eine herzbrechende Tragödie im Hause erleben, den die unhaltbaren bürgerlichen Verhältnisse mit Weib und Ki des Glends und der Schande bringen und führt ihn dann in einen alle Parteishattirungen vom crassesten Absolutismus bis zum rothen A vertreten sind, wo die Demagogen und Communisten ihr Wesen treiber Polizei sich ins Mittel legt, alle auseinanderstieben und Heinrich schlief im Stich gelassen, eingesperrt wird.

gos. Die beiden en Theil eröffnet n, die weder das hr siegreich ent- Glauben buhle, erst Lucifer wie Gott bereuen und unndthig, wohl- und eine ganze ten gegeben, da

Mit diesem Doppel-Rißklang schliefst der erste Theil des Demiur andern werden uns nicht so lange zu beschäftigen brauchen. Den zweiten eine prachtvolle Parabase in ottava rime, worin Jordan seinen Gegner Wort Demiurgos, noch die tiefen Intentionen des Epos begriffen, se gegen tritt, mit nichten aber sich gegen die Anklage, daß er mit dem vertheidigen kann. In recht unangenehmer Christelei sehen wir dann zu einen Klopstock'schen Seraph Abbadonna seinen ehemaligen Abfall von G auf einmal wird dieser Gott, den Jordan bis jetzt, als vollkommen weislich aus dem Spiele gelassen, mit in das Gedicht hineingezogen mittelalterlich-scholastische Stufenleiter göttlicher Wesen uns zum Bei



doch die zwei Principe des Guten und des Bösen vollkommen zur Fortführung und Lösung des Mysteriums genügen. Heinrich in seiner Gefängniszelle hinwiederum laborirt an einer andern Vision. In wunderlichem Gemenge verschweben ihm die Gottheiten aller Zeiten und Völker in einander, Olymp und Aenheim, ägyptischer Götterdienst und heiliger Gral, um sich zuletzt wieder in lächerlicher Christelei zu verschmelzen. Das Schlimmste aber ist die Art, wie Jordan mit seiner Helene umspringt. In einem Volksaufstande wird des Fürsten Besipthum eingekäschert, ihr eigenes Leben bedroht, sie entflieht bei Nacht und Nebel von der Insel, ihr Führer bringt sie ans Ufer in — eine Kirche. Nichts in Helenens Wesen läßt auf eine solche Entwidlung schließen, sie ist, wie der ganze Verfolg des Mysteriums, einer frommen Grille Jordan's zu Liebe, bei den Haaren herbeigezogen. Endlich wird uns die Revolution selbst und die deutsche National-Verfammlung in der Paulskirche vorgeführt. Schon heute bedürfen diese frischen und fetten Zeitbilder, welche mit ägender Laune und oft sprudelnder Werve hingeworfen sind, eines Commentars. Auch sein eigenes Portrait, des „Polenfreßers Jordan“, liefert uns der Dichter. Und wieder anticipirt er ziemlich genau die Bismarck'schen Gedanken, welche 18 Jahre später Deutschland umgestalten sollten. Oesterreich sagt er, soll lieber aus Deutschland scheiden, als daß Deutschland darüber zu Grunde gehe. („Getheit ist besser als zertrümmert.“) Ferner plaidirt er für den Zollverein, schwärmt für ein deutsches Kaiserreich und die preussische Militär ist ihm das Ideal deutscher Kraftentfaltung. Da bricht der Frankfurter Putsch los, Heinrich's theurer Freund, Fürst Felix, liegt ermordet auf der Straße, und dies bewirkt eine völlige Sinneswandlung Heinrich's. „Nur ein Gottesbild kann unser Volk verjüngen“ ist fürder sein (und Jordan's) Wahlspruch. Lucifer will ihn nun in das Arsenal führen, aus welchem die modernen Titanen ihr ganzes atheistisches Rüstzeug holen.

Er geht mit ihm zu A. v. Humboldt, den wir im Gespräche mit Helenens Vater finden, welcher, durch Schaden klug geworden, zur Einsicht gelangt ist, daß mit dem crassen Materialismus nicht mehr auszukommen ist; der große Naturforscher soll ihm sagen, wie der Sturm, den er mit herausbeschwören geholfen, wieder zu dämpfen sei. Die Darstellung von Humboldt's Kosmos-Ansichten ist reich an blendenden Schönheiten; natürlich hat er das Mittel nicht. Auch in einer allzulangen Auseinandersetzung mit Heinrich kann er diesen so wenig ändern, daß Heinrich vielmehr der Erde und der Tücke ihres Schöpfers flucht. Da hebt die Erde, Humboldt und Heinrich werden ohnmächtig, Agathodämon erscheint, der Wette gemäß die Herrschaft der Erde zu übernehmen. Was nun folgt ist eine leere Komödie, ein freventliches Spiel, das Jordan sich mit seinen Lesern erlaubt. Agathodämon richtet nun die von Lucifer Demiurgos überkommene Erde in seiner Weise schattenlos engelhaft ein. Er inauguriert sein Reich mit Schiller's: „Seid umschlungen, Millionen!“ In kürzester Zeit sangen die Menschen an, sich zu langweilen, denn da Niemand zu arbeiten braucht, so hat Niemand etwas zu thun. Man darf aber nicht vergessen, daß wir hier noch immer nicht Agathodämon's Welt vor uns haben, obwohl Agathodämon darin schaltet, sondern die von Demiurgos gebaute, und die Frage bleibt unerschütterlich stehn: Ruhte so viel Elend auf Erden sein, und hätte ein weiseres Wesen nicht auch eine bessere Welt geschaffen? Wenn zuletzt Heinrich-Agathodämon einsehzt, daß es nichts ist mit dem Sclarakaffenleben, wenn Lucifer wieder vom Bruder das Regiment erhält, so ist das nur billig. Der richtige Vollzug der Wette wäre die Vernichtung der actuellen Welt und das Hervorbringen einer neuen durch Agathodämon gewesen — abermals ein Mißklang.

Von jetzt an haben wir es freilich nur mit eitel Sphärengefang zu thun, aber ein süßlicher Weibrauch kitzelt unsere Nase und beklemmt uns den Athem in der Brust. Heinrich hat wieder allerlei ziemlich läppische Visionen, wird dann in den Himmel geführt, wo man ihm drei durch allerlei theologische Brimborien verunstaltete Stücke zum Besten gibt: den Prometheus des Aschylus, den Iob und ihn selbst als Faust, der den Schlingen des Doktor Wurzelkreißer, des eingefleischten Materialisten, glücklich entgeht, welcher Wurzelkreißer sich dann, wie die Phorhabe im zweiten Theil des Faust, als der leibhaftige Gottscheibeins, als Mephistopheles entpuppt. Heinrich wird ein ehr-



Flotte war unter dem famosen Hannibal Fischer unter den Hammer gekommen. Jordan war bei dieser Flotte gewissermaßen persönlich betheilig, sagt auch ganz unumwunden, daß er demnächst als zweiter Admiral werde angestellt werden, Heinrich sieht denn auch im Verscheiden das Meeresbanner der Hanse wehen und die Orlogsflotte stolz den Hafen verlassen. 1854 waren auch die Blüthetage der Reaction und Jordan, dessen Mytherium dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmet ist, hat denn auch stets mit den Intentionen der gekrönten Häupter in einer Art von Einverständniß gelebt. Nun vergesse man nicht, daß 1854 Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Königsthron, der mit dem Ritter Christian Josias Bunsen für christlich-germanische Gesinnungen schwärmende und das Volksthum unterdrückende lebte und waltete, daher denn Jordan's Ringen nach einer christlichen Weltanschauung, die er selbst gar nicht besitzt. Denn Prachtschilderungen, hochtönende Redensarten, patristisch-spintifirende Nachweise, daß des äschylischen Prometheus Leidens-Uebernehmer (*Διδοχος πόνου*), daß des Job ganz unverfängliche Worte: „Ich aber weiß, daß mein Erlöser lebt,“ direkte Hinweise auf Jesus, Vorahnungen des Messias seien, darin besteht das Christenthum nicht, sondern in der seelischen Hingebung an den Erlösungs-Gedanken. Dieses Zeitgeistige und Zeitgeistliche bei Jordan ist etwas höchst Bedauerndwertes.

Trotz all dieser Cauteleu und einschmeichelnden Maßnahmen schlug der Demiurgos nicht ein und doch hatte der Dichter namentlich um der Frauen Weisfall geworden, wie er selbst in der Gebrauchsanweisung gesteht:

Um jene traute Stunde wirbt  
Mein Lieb, in der der Kessel girpt  
Und China's Nestor draut.  
Verjucht, von holden Frau'n umringt,  
Wie dann die Symphonie erklingt  
Und sählt euch mild erbaunt.“

Der Demiurgos ein Frauenlieblich! Heutzutage eine Lächerlichkeit, war das schon vor zweiundzwanzig Jahren ziemlich gewagt und vielleicht ist diesem Streben die Kofetterie mit dem Christenthum zuzuschreiben, womit man bei dem zarten Geschlechte immer einen Stein im Brett hat. Nun kamen andere Zeiten. Der elektrische Draht, die Eisenschiene und der Courszettel fingen an, weltbeherrschende Mächte zu werden. Die Ideale treten erst langsam in den Hintergrund und verschwinden dann gänzlich. Man liest keine Gedichte mehr. In Folge dessen thut man alles Mögliche, sie durch die gewagtesten Mittel an den Mann zu bringen. Der Buchhändler associirt sich mit dem Buchbinder, um das Büchlein, wenn auch ungelesen, doch im feinsten Saffian und mit den kostbarsten Verzierungen auf dem Salontisch aufzulegen zu lassen, in Folge dessen entsteht eine ganz neue Gattung von Versen, die Goldschnittpoesie. Das Drama wird durch massenhafte Schnurr- und Birch-Pfeiferien für die Lektüre nicht nur entbehrlich, sondern einfach unmöglich. So verwandeln und verlarven sich Lyrik und Drama, für das Epos war die Verpuppung erst noch zu finden. Der politische Horizont zeigt das Aufsteigen des Hauses Hohenzollern, der Freiherr von Bismarck-Schönhausen entfaltet an Jordan's Geburtsstätte, dem Eise des deutschen Bundestages, seine rastlose Thätigkeit, die Gothaer Partei, der Jordan schon im Demiurgos angehört, hat sich gebildet und greift stark um sich, und endlich wird durch die Anstrengungen Frauenstädt's und seiner Gesinnungsgenossen die Schopenhauer'sche Philosophie immer entschiedener das Lieblings-Studium der Gebildeten Deutschlands.

Alle diese Zeitverhältnisse und dazu noch den Umstand, daß den am Christenthum krankenden Friedrich Wilhelm IV. der nüchterne und seinen Vortheil klug erwägende König Wilhelm ablöste, daß die Christlichkeit stark abnahm in deutschen Landen und das Spying-Antitz vom Neffen des Onkels immer unheimlicher grinste, alle diese Wandelungen muß man erwägen, um auch die Wandelung in Jordan zu begreifen. Zunächst also gilt es, dem Epos Stimme und Geltung zu verschaffen. Jordan, der seit einem Menschenalter vielleicht keinen Tag verstreichen ließ, ohne seinen Homer zu lesen, verfiel fast von selbst auf das Rhapsodenthum, auch beginnt ja ungefähr um diese Zeit das Wandervorlesen in Deutschland. Daß der Demiurgos keine Zugkraft besaß, lag zum großen

Theil in dem Abstracten des Themas, zudem forderten die Stimmungen des Tages laut und energisch eine Erweckung des nationalen Elements, wobei es vorderhand dahingestellt bleiben mag, ob der Poesie solche Aufgaben zugemuthet werden dürfen. Genug, Jordan, nach Simrod unter den Poeten der beste Kenner des germanischen Alterthums, verentfachte sich mit aller Gluth der Begeisterung in die deutsche Urfrage, welche an Gestaltenreichthum, an Mannigfaltigkeit und vielfache Verschlingung des Mythos und an tiefer Symbolik der hellenischen allerdings bedeutend nachsteht und beschloß das Nibelungensied als Rhapsode zu erneuern und in die homerische Form das ganze moderne Zeitbewußtsein zu gießen („mit dem Reichen der Zeit es preiswerth zu prägen“) und durch eigenen Vortrag den gewonnenen Schatz zum geistigen Eigenthum jeder größeren Stadt des Vaterlandes zu machen. Wir alle haben dieses Unternehmen miterlebt, wie Jordan, anfangs verlacht, immer mehr Boden gewann, wie die Herzen der Jugend, insbesondere der Frauen, ihm ausflogen, wie er durchführte, was er schon dem Demiurgos gewünscht hatte, als er bat:

„... Begnügt euch nicht,  
Nur durchzu sehen mein Gedicht,  
Rein, lest es löhnend vor,“

wie er sein Werk bis über den atlantischen Ocean, bis nach Californien hinübertrug, großen Ruhm einerzietete, in seinen Ansichten immer bestärker wurde, sodaß er sie in eigenen Arbeiten auseinandersetzte, und wie es jetzt über alle diese Dinge — vielleicht nur momentan — ganz stille geworden ist.

Gewiß ist es nun ein Wahnsinn zu meinen, die Dichtkunst sei fürs Auge oder auch nur vorzüglich fürs Auge, denn der ganze Eindruck gilt unmittelbar dem Ohr und durch das Gehör erst mittelbar den andern Sinnen. Ein Gedicht, das beim lauten Lesen nicht völlig bewältigt, darf keinen Anspruch darauf erheben, unter die Poesie überhaupt zu gehören. Hierbei sind jedoch noch zwei andere wesentliche Punkte in Betracht zu ziehen. In den homerischen Zeiten, wo Lesen und Schreiben auch dem Sänger fremde Dinge waren und die Menge nur aus dessen Munde vernehmen konnte, da hatte der Rhapsode nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht von Stadt zu Stadt und womöglich von Thüre zu Thüre zu ziehen, um sich allenthalben vernehmlich zu machen. Heutzutage ist der Procentfuß der mit einem Kreuz Unterzeichnenden ein verschwindend geringer; zudem gibt es fast kein Dorf, wo nicht mindestens der eine oder der andere sich befände, der nicht recht anständig vorlesen könnte. Es hat also immerhin sein Mißliches mit Jordan's Weise überall persönlich zu erscheinen. Ferner ist gerade der Kern des Volkes, der deutsche Bauernstand, noch in Unkenntniß der neuen Jordan'schen Epen und wird es auch zeitlebens bleiben, denn wenn der Dichter sich auch entschloße an den Hütten anzuklopfen, so hat doch der Bauer lange nicht den Bildungsgrad, der zum Verständniß dieser Gesänge mit ihren großen Voraussetzungen beim Lesen oder Hören gehört. Und nur der Bauer braucht einen eigentlichen Rhapsoden, nur für ihn ist der bloße Vorleser mit den leisen Nuancirungen und dem gleichmäßigen Ton derselben Stimme nicht genügend; er bedarf des Dolmetschers, der ihm die tieferliegenden Absichten des Dichters verlebendigt, seinem Gehör den Rhythmus verdeutlicht und ihm die Handlung, wenn auch nicht gerade in wirklicher Action, so doch durch stärkeres Agiren vor das Auge und vor die Seele bringt. Schon äußerlich also haben wir hier keine homerischen Rhapsodien vor uns und können sie nicht haben, die moderne Poesie entbehrt eben jener Einfachheit, welche der antiken eigen war, sie ist nicht mehr naiv und volkstümlich, sondern individuell und sentimental, wie ja auch selbst die meisten modernen Volkslieder einen gewissen sentimentalen Ton haben. Schon mit dem antiken Rhapsodenthum war ferner die Vorstellung verknüpft, wie etwa heute mit dem Bänkelsänger-Wesen, und ich kann noch heute den libellus des Homero nicht lesen, ohne über einige Stellen zu erröthen, wo Homer geradezu als Bettler behandelt wird. Unsere National-Oekonomie hat nun freilich den Erwerb beim Poeten geadelt; aber wenn schon für feinersühlende Seelen das Buchhändler-Honorar eine leidige Sache ist, so möchte es beim Rhapsodiren noch mehr den ganzen Mannesmuth fordern, sich dazu zu verstehen, und es hat gewiß die volle Ueber-

zeugungskraft Jordan's von der Gerechtigkeit und Lauterkeit seines Thuns, das deutsche Epos nicht so sehr zu erneuern, als vielmehr ganz neu zu schaffen dazu gehört, daß er sich zu diesen Rundreisen mit allen ihren Mühseligkeiten ein Herz gefaßt hat.

Er ist darum jedenfalls doppelt bewunderungswürdig; denn wenn schon die Thatkraft an sich unsre Achtung herausfordert, so ist sie bei dem Geschlechte der Dichter, das über dem entzückten Schauen das lebendige Leben und dessen Erfordernisse ganz zu übersehen pflegt, eine fast phänomenale Erscheinung und gemahnt bei Jordan wirklich an die Poeten des griechischen Alterthums, die sich auf Schwert und Peier gleich trefflich verstanden. Allein das Rhapsodiren hat einen zweiten Uebelstand im Gefolge, der es mehr als überflüssig, der es in hohem Grade bedenklich erscheinen läßt. Auch das kleinste Gedicht hat nämlich seine Oekonomie, eine aus dem innersten Wesen desselben mit unabänderlicher Bestimmtheit hervorgehende Reihenfolge der Bilder, Gedanken und Empfindungen. Beim großen Epos tritt diese Oekonomie und die Unbedingtheit ihrer Forderungen noch viel entschiedener hervor. Nicht alle Gesänge können von gleicher Wichtigkeit, von gleich fesselndem Inhalte sein. Oft stimmt der Dichter absichtlich den Ton herab, um ihn am gehörigen Ort desto voller erklingen zu lassen. Das *quandoque etiam bonus dormitat Homerus* ist durchaus kein Tadel, sondern fast immer künstlerische Nothwendigkeit. Nun denke man sich aber einmal diese Rhapsoden-Abende. Es bedürfte deren mindestens fünf oder sechs, um ein Jordan'sches Epos mit seinen vierundzwanzig Gesängen vollständig vorzuführen. Und dies wäre auch eigentlich für einen modernen Rhapsoden durchaus nöthig. Denn da die Volksmasse dafür nun einmal keinen Sinn hat, den Gebildeten aber und den gebildet Thunenden nicht das einzelne Märchen, sondern die Verflechtung aller dieser Bäcklein zu einem gewaltigen Sagenstrom anzieht, so möchte man auch das Ganze nach einander zu hören bekommen. Hat nun Jordan jemals ein solches Publikum gefunden? Wenn es geschehen, wird er an den fünf Fingern einer Hand abzählen können, wie oft es geschehen. Allein nur die wichtigsten Gesänge lesen, geht ebenfowenig, es verschläge das gegen die einfache Ehrlichkeit, weil der Hörer ja doch einen Einblick in den Aufbau des Ganzen bekommen soll. Der Dichter wird also gezwungen sein, gewisse größere Episoden, die in drei bis vier Gesängen fortlaufen, etwa für je einen Abend zu bestimmen. Nun kennt man wohl ein solches Publikum. Die Damenherzen insbesondere wollen immer in Spannung sein. Der Rhapsode muß also Alles aufbeizen, um die Aufmerksamkeit immer rege zu erhalten; er muß die Charaktere so modeln, das Geschehene so erzählen, daß ein gewisser Effect nicht ausbleibt, kurz er kann jene Einfalt und Natürlichkeit nicht wahren, welche die höchste Hierde des Gedichtes und vorzüglich des Epos bilden. Ich werde Gelegenheit haben, diesen schwerwiegenden Fehler in der epischen Composition Jordan's nachzuweisen.

Das ganz Eigenthümliche und, ich darf wohl hinzufügen, das Absonderliche in Jordan's Auftreten kennzeichnet sich auch in der zu seinen Epen-gewählten Versart, in dem oft bewunderten und noch öfter bespöttelten Stabreim. Ich möchte hier weder enthusiastisch noch ironisch sein, sondern die Sache ruhig untersuchen. Wir besitzen für den epischen Vers die mannigfachsten Formen und Gestaltungen: da ist der altindische Slossas und Firdusi's gereimte Doppelzeile, der homerische Hexameter und die danteske Terzine, die ottave rime der Italiener und des Camoens und Milton's reimloser fünffüßiger Jambus oder die spanische, ebenfalls reimlose, trochäische Dipodie, der Stabreim der Edda und des Heland, die Nibelungenstrophe und die kurzen Reimpaare der Minnesänger; Byron hat die letztere Weise in den kleinern Erzählungen, zum Bild Harald verwendet er die Spenser'sche Stanze, endlich wäre noch der paarweise gereimte französische Alexandriner und Jehnsilbenvers (in welchen beiden Voltaire in Henriade und Pucelle Muster geworden ist) zu nennen. Die Auswahl ist also eine unendlich reichhaltige. Jordan wählte nun, der altnordische Stabreim, in welchem auch noch drei oder vier althochdeutsche Gedichte abgefaßt sind, sei auch eine nationale Form für uns, zugleich fordert er mit einigem Recht für das Epos einen Vers, der, wie der Hexameter, der mannigfaltigsten Abänderungen, der wechselvollsten Ausgestaltungen und des beliebigen Abbrechens in der Mitte fähig sei. Den Hexameter selbst verwirft er als für uns unpassend,

und ich glaube, Mörike sagte es, daß ein Vers, in welchem das Wort Vaterland nicht vorkommen kann, niemals in Deutschland Achtung finden werde. Man kann aber ein Vers sehr geschmeidig, sehr wohlklingend, kurz sehr zweckmäßig sein und seine Brauchbarkeit dabei doch in Frage stehen, weil — nun weil das Volk ihn eben nicht mag. Der Stabreim ist den Deutschen noch in ein paar sprichwörtlichen Redensarten geblieben, aber auch die gereimten sind nicht selten, ja aus der Urzeit des Stabreims, da Wotan dem Räuber die Otter mit Gold stopfen und sie überdies ganz mit Gold bedecken mußte, ist uns das gereimte „Hülle und Fülle“ geblieben. Das Christenthum hat nun einmal den Reim für uns unentbehrlich gemacht und Jordan gebärdet sich als eifriger Anhänger dieses Christenthums, bei dessen Prophezeiung durch die Seherin Oda es ihn auf einmal anheimelnd überkommt und er in wahrhaft barbarischer Weise mitten unter 15—16,000 Stabreimen in die nicht gerade schönen, aber ganz regelrechten veritablen Reime ausbricht:

O Meister der Wilde,  
Die wüthende, wilde  
Und herzlose Hilde (— Kampf)  
Verbannt dein Gebot;  
Ihr Schwert birgt die Schwache —  
Nicht wieder erwache  
Zum Rasen der Rache  
Der Reid und die Roth.“

Reim und Stabreim in einem — es gehört ein starkes Trommelfell dazu, das zu ertragen. Durch eine Unzahl der wundervollsten Volkslieder ist der Reim bei uns so eingebürgert, daß kein Stab und kein Steden ihn je vertreiben wird. Man dichte nur ein Heidenröslein in Stabreimen, man denke sich „Ueber allen Gipfeln“ in dieser Form und man wird einen rechten Ingrimms vor ihm bekommen.

Andererseits ist der Stabreim von Jordan, da wo in ihm selbst nicht ein unübersteigliches Hinderniß liegt, unseugbar mit virtuoser Kunst verwendet worden. Ich sage, daß im Stabreim selbst oft eine empfindliche Störung des Wohlklangs liegt. Die deutsche Sprache hat nämlich selbst einem deutschen Organ spröde widerstehende Consonantengruppen und ist in onomatopoeitischen Wörtern, die bei den Griechen so wonnig schön klingen, meist sehr unglücklich. Wo nun diese beiden Uebelstände zusammentreffen, da ist Jordan's Stabreim unerträglich. Man vergleiche nur die Musik der homerischen Verse, da wo des Thersites Körpergestalt geschildert wird und die Stabreime, in denen Hagen's Häßlichkeit zum Ausdruck kommt — sie sind von grauenregender Scheußlichkeit, und wenn irgend etwas, so ist dies unkünstlerisch. Doch ich komme da schon in die Gedichte selbst hinein und die Hauptsache ist doch zunächst, das Verhältniß derselben zum Nibelungenliede herzustellen.

Jordan ist kein Bewunderer dieses unfres mittelalterlichen Volksepos, offen gestanden, ich auch nicht, wenigstens nicht in dem Maße, daß ich in ihm eine deutsche Ilias sehen möchte, wie unsre Litterarhistoriker zu thun pflegen. Ich will die Mängel desselben hier kurz anzudeuten versuchen. Der erste Theil, Siegfried's Tod, hat eine so fröhliche Grundstimmung, daß die Katastrophe darin fast als etwas Nebensächliches erscheint. Gastmähler und Gelage, Jagden und pomphaste Aufzüge haben den Sänger offenbar am meisten angezogen; indessen hat die Charakterzeichnung trotzdem Mark und Saft, jede Gestalt tritt einfach und mit scharf ausgeprägter Plastik vor uns, so daß wir die Züge derselben nie mehr zu vergessen im Stande sind. Freilich heißen die einzelnen Gesänge nicht umsonst Abenteuer, denn nur das Abenteuerliche interessiert eigentlich den Dichter, nur das Außerordentliche möchte er seinen Hörern vorbringen und je wunderbarer und unbegreiflicher, desto besser. Nun gehört das Wunder gewiß recht eigentlich in das Epos, aber über dem Wunder darf unsere rein menschliche Theilnahme nicht erkalten. Homer entfaltet in dieser Hinsicht einen wahrhaft staunenswerthen Reiz. Sein Diomedes ist sogar den Göttern überlegen, sein Hektor rührt uns bis zu Thränen durch seine hingebungsvolle Seelengröße. Wie stehts nun aber mit Achill? Seine Mutter hat ihn in das Wasser des Styx getaucht, er ist unermundbar bis auf die Ferse, wie Siegfried gehört ist bis auf die eine Stelle am Rücken. Das weiß jeder Schulkunge; was aber

unsre Schuljungen nicht wissen und worauf man sie aufmerksam zu machen vergißt, das ist die wichtige Thatsache, daß im Homer von dieser Unverwundbarkeit Achill's kein Wortchen steht. Und mit gutem Bedacht! Denn in dem Augenblicke, wo wir ihn gefeilt sehen, wo er uns als hieb- und stichfest bezeichnet wird, ist auch alle unsre Theilnahme für ihn dahin. Homer ignorirt daher diesen Mythus ganz; aber er hört nicht auf, die Thetis klagen zu lassen, daß ihr herrlicher Sohn nicht lange leben werde, Achill weiß es, seine beiden Kasse weiffagen ihm seinen baldigen Untergang, aber ein früher Tod ist ihm lieber als ein ruhmloses Dasein und das gewinnt ihm unsre Herzen. Siegfried dagegen macht uns durch keine Heldenthat erstaunen, denn er thut keine, da er, solange die tödtliche Stelle nicht kund geworden ist, sicher ist, jede Gefahr bestehen zu können. Hebbel's Hagen sagt daher mit Recht, daß er ein Drache ist und daß man Drachen todtschlägt. Trotzdem ergreift uns sein plögliches Schicksal, weil wir im Kampfe des Trefflichen gegen die Hinterlist immer auf der Seite des erstern sind. Auch Krimhilde bleibt uns von Anfang bis zu Ende sympathisch, nur im zweiten Theile ist uns die Umwandlung des lilsengarten Wesens in eine Furie zwar nicht unbegreiflich, aber wir wollen doch sehen, wie sie's allmählig wird, wir wollen im Gedichte nichts Unvermitteltes. Darum können wir auch Brunhilden's plögliches Verschwinden nicht fassen, sie hat eben ihre Schuldigkeit gethan und der Ribelungen-Dichter kümmert sich nicht weiter um sie. Dem zweiten Theil, der jedenfalls einen andern Dichter als der erste zum Verfasser hat, leidet weniger an solchen Gebrechen, das Wunderbare spielt fast gar keine Rolle darin, aber dafür umgibt uns eine Blut- und Leichen-Atmosphäre, die uns immer qualvoller wird, je tiefer wir eindringen, das sind Schlächtereien aber keine Kämpfe.

Jordan hat sich den Stoff nun so zurechtgelegt, daß er zwei mächtige Epen, ungefähr von dem Umfange und dem Inhalte der homerischen, daraus macht. Siegfried's Tod behandelt er in der „Siegfriedsage“, Krimhildens Rache in „Hildebrand's Heimkehr“. Mit richtigem ästhetischem Gefühle ist die Färbung der beiden Heldengedichte derjenigen der zwei Theile des Ribelungenliedes ganz entgegengesetzt. In der Siegfriedsage erfüllen schwere Ahnungen unser Gemüth. Im Anfang von sonniger Heiterkeit, verwickeln sich die Verhältnisse immer unlöslicher, immer drohender, bis der Tod uns für die betroffenen Theile fast wie eine Erlösung vorkommt. Dagegen herrscht in Hildebrand's Heimkehr die Stimmung der Odyssee, das Entsetzliche und Gräueltvolle ist nur episodisch behandelt und wird uns nur abgeschwächt durch Wiedererzählung vorgeführt. Bunte Reisebilder ziehen an uns vorüber und zum Schlusse findet sich ein altes Paar wieder und ein junges reicht sich zum Lebensbunde die Hände.

Haben wir an der Siegfriedsage eine deutsche Ilias gewonnen? Ein Dichter wie Jordan wollte nichts Geringeres leisten. Man könnte fast meinen, Homer sei noch überboten, denn Siegfried ist Achill und Hector in einer Person, er hat die Heldenkraft des Göttersohns und den Gemüthszauber vom Gemahl der Andromache. Näher befehen stellt sich die Sache aber ganz anders. Die Ilias athmet Kampflust und freudigen Stolz persönlichen Mannesmuthes; Homer ist ganz und gar national, ohne ein einziges Mal die Griechen zu loben, höchstens verstedt und nie in direkter Weise thut ers, wie wenn er die Trojaner mit Lärm und Getöse, die Griechen still und besonnen in den Kampf gehen läßt, ein Zug, den, wenn ich nicht irre, erst Lessing's Scharfsblick entdeckt. Jordan aber hat gar nicht Siegfried, sondern wie immer das deutsche Volk vor Augen. Gleich im Anfang spricht er zu seiner Göttin:

„Doch Sorge Du jetzt, o göttliche Sage,  
Du des deutschen Stammes unsterblich Gedächtniß,  
Daß endlich entseffelt das erste der Völker  
Vom tiefen Schlummer zur Schlachthauskluft  
Vereinigt aufsteht, auch gegen den Erdkreis  
Sich den Thron zu entronnen, um den es betrogen ward (!).“

Und die Antwort lautet:

„Voror du dein Lied noch völlig vollendet,  
Werden geworfen die eisernen Würfel.“

Die stärkende Noth des Stammes naht schon:  
Wenn Heil und Hilfe nur Helden verheissen,  
Erweck' ich aus uns den Weltüberwinder.“

Durch dieses gleichsam deductive Verfahren, die modernen Empfindungen in das Schemen hineinzubestilliren, wie Botan und Loli das Gold in den Balg der Otter stoßen, wird dieser Siegfried ganz weesenlos, denn es werden ihm alle edeln Qualitäten auf den Ehrenscheitel gehäuft. Er ist der erste der Menschen, wie das deutsche Volk das Volk der Völker, er hat bei der Seherin Oda die Runen gelernt und besitzt daher nicht nur eine eiserne Faust, sondern auch eine ungeheure Intelligenz. Er schwärmt für Natur und hat ein weiches Herz, dabei ist er von kolossaler Mordlust in der Jagd und verschont doch den Hirsch, dessen Fleisch er auch bei der Tafel nicht berührt, weil eine Hirschkuh ihn, das Hindelkind, gesüugt hat; gegen seinen Pflegevater, den häßlichen und zwerghaften Schmied Mime, bewahrt er eine rührende Anhänglichkeit. Soweit wäre der Charakter noch ziemlich enschieden, obwohl schon ein wenig von moderner Sentimentalität angekränkelt und ein gelehrter Held noch viel seltsamer ist als ein heroischer Gelehrter. Nun aber ist Siegfried den Frauen gegenüber, wenn ich den Ausdruck mir erlauben darf, eine Art von platonischem Don Juan. Brunhilden sieht er und gleich macht er ihr den Antrag, sie zu ehelichen, um sie dann aufs bitterste zu verrathen. Hier ist Jordan dem Irxterne der Edda gefolgt, wo Sigurd's trauriges Ende durch diese Schuld erkärt wird. Der mittelalterliche Ribelungendichter ließ diese Sage wohlweislich unbeachtet, denn ohne alle Aesthetik sagte ihm die gesunde Empfindung, daß sein Held durch diesen Mangel an Treue viel, wenn nicht Alles verliere. Ebenso hat er eine zärtliche Neigung für die vermählte Königin Gulde gefaßt, aber er verleitet sie nicht nur zu keinem Treubruch, sondern mag auch die verwitwete nicht, weil man sonst doch denken könnte, er habe sie früher geliebt. Und er hat sie geliebt! Ein solcher Mann ist kein epischer Held, sondern gehört in den Roman. Geradezu komisch aber ist es mit seiner Ländergier. Er könnte ja Alles haben, denn was vermöchte ihm zu widerstehen. Er war auch überall (selbst in Amerika!) aber er kehrt immer nach Deutschland zurück. Da käme es denn nur auf ihn an, es ganz zu erobern; allein dazu ist er zu gewissenhaft, er will keinen ungerechten Krieg. Und doch schmerzt es ihn, daß er nur ein Hindling ist, daß keine Krone auf seinem Haupte funkelt. So wartet er denn, bis ihn jemand beleidige, denn er ist sehr jähzornig und in der ersten Wuth schlägt er alles nieder. Unglückseligerweise ist er aber hintwiederum sehr verfühlich und so bleibt er immer der Dhneland, der „lange Dämmel“, wie Hagen ihn nennt, der deutsche Michel, wie Jordan ihn wohl intentionirt hat! Dieser Siegfried ist also durch und durch ein Weiberheld und steht weit zurück hinter dem Helden des alten Ribelungensliedes, der fest und kernhaft dasteht und für das Ausplaudern eines Geheimnisses an sein ebenfalls ausplauderndes Weib fällt, aber durch Tücke, so daß er immer unser ganzes Herz besißt.

Ebenso ist die Krimhilde des alten, von Jordan verschmähten National-Epos lieblich und ergreifend auch in ihrer Thorheit, sie wird nach dem Zerwürfniße mit Brunhilden von Siegfried zerbläut und das vertragen wir allerdings nicht mehr, aber sie steht in wohlthuendem Contrast zu Siegfried, und durch ihren Traum von den zwei Aaren und Bergen, durch das wundervolle Gleichniß vom „lichten mäno“ steht sie zauberhaft schön und unverwischbar in unsrer Erinnerung. Jordan hat alle diese poetischen Büge, die Träume, das Gleichniß, getreulich benützt und steht doch tief unter dem alten Dichter. Er hat eine moderne Pierpuppe aus ihr gemacht, und diese Gestalt ist durch die Einflüsse des Rhapsodenthums vielleicht am meisten geschädigt. Sie kann stiden und malen und hat für die Kohle, mit der sie malt, um das Händchen ja nicht zu beschmutzen, eine gar elegante Handhabe aus Horn. Horand, der Hartner, hält sich am Hofe auf, er singt sehr schön, und sogleich beißt der verliebte Penions-Bachfisch in den Köder, sie sticht ein Harfenband für ihn und bringt eine gar sinnige Zeichnung hinein, dabei singt Horand von Siegfried, dem der Schatten der Mutter erscheint, und ihr Herz pocht in lauterem Schlägen und schon jetzt ist ein Schwanken in ihr zwischen dem Lindwurmtödter und dem Sänger desselben, der gewiß nicht minder groß ist, da er



„Diese Gestalt zu dichten verstanden,  
Und in ihr doch gewiß nur vom eigenen Wesen  
Als Bild offenbart das Höchste und Beste.“

Wir werden nicht darüber belehrt, was sie so tief bewegt, aber es heißt unmittelbar darauf:

„Was es auch war, sie wählte nun plötzlich  
Für des Harfenbands Mitte ein anderes Muster.  
Bisher war's ein Kranz, nun ward's eine Krone,  
Eine Harfe darunter, doch ruhte geringelt  
Ein fürchtbar drohender feuriger Drache  
Unbezwingbar trennend im Zwischenraume.“

Man sieht, der Daffisch formirt sich! Natürlich schwindet aller Zweifel, wie Siegfried kommt und der Hofmeister Horand bekommt und nimmt seinen Abschied. Nach der Vermählung ist Krimhilde gleich wie alle diese Fräulein eine vollendete Dame, versucht den Pantoffel über dem Manne zu halten, stachelt seinen Ehrgeiz, entlockt ihm sogar das Geheimniß von Brunhildens Brautnacht. In unserm Nibelungenliede geht das Alles hinter der Scene vor, Krimhilde weiß nun einmal darum, und damit basta. Aber in der Sucht, alles zu motiviren, bekommen wir Gardinenpredigten zu hören und Siegfried verfiert wie Krimhilde viel bei uns. Den Janz der Königinnen gibt das Nibelungenlied schlicht und wahr. Jordan tüftelt auch hier mit allerlei Motivirungen, bringt prachtvolle Scenen zu Stande, aber die Wahrheit leidet außerordentlich darunter. Krimhilde will im Nibelungenliede den Vortritt in die Kirche; es ist ein Eigensinn, der sie nach der Erfreierung mit der Begnerin plötzlich befällt, sie fladert in wildem Zorn auf, und alles ist verrathen. Das ist eine momentane, aber menschliche Verirrung, ihr liches Bild wird dadurch keinen Augenblick bei uns getrübt. Ganz anders Jordans Krimhilde. Der Vortritt in den Tempel zur Feier des Halberfestes ist bei ihr beschlossene Sache, sie fordert ihn von Gunther und droht, alles zu verrathen, wenn es ihr nicht gewähret wird. Man bewilligt ihr die Forderung auf das Bereitwilligste. Ihr Ehrgeiz ist befriedigt. Da bekommen wir aber noch einen Auftritt, einen der glänzendsten gloriosesten des ganzen Gedichtes, wie Krimhilde und Brunhilde gemeinsam ein Bad nehmen und dabei wilder und heftiger als je an einander gerathen — das ist vollkommen möglich, aber dann ist Krimhilde eine Furie, noch bevor der Verrath an Siegfried sie dazu macht, und wir können ihr unmöglich hold sein.

Müssen so die beiden Figuren Siegfried und Krimhilde, für ganz verfehlt erklärt werden, so wäre dagegen die Brunhilde beinahe völlig gelungen, wenn durch das fatale Rhaphodiren Jordan nicht allerlei Dichterchen aufgesetzt hätte, in allerlei Kleinmalerei verfallen wäre, die wiederum den epischen Styl auf das empfindlichste verletzen. Hier hat Jordan eine wesentliche Besserung am alten Nibelungenliede vorgenommen. Seine Brunhilde ist ein grandioser Frauencharakter, wie ihn höchstens noch Shakespeare in der Lady Macbeth und Aeschylus in der Ahtännestra hervorgebracht haben. In ihr hat Jordan seinen schon im Demiurgos verlaublichen Gedanken von der Zuchtwahl verwirklicht. Jordan scheut sich nunmehr nicht, das Wort selbst auszusprechen:

„Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten  
Lautet die Losung, nach der wir leben.“

Und Brunhilde spricht das herausfordernde Wort:

„. . . . . Siegfried der König  
Wird Brunhild's Gatte; von deutschen Gauen  
So viel uns gefällt erobern wir fernher  
Und erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft,  
Das Maas der Menschheit durch unsrer Ranne  
Steigernd und stärkend, daß demuthsvoll staunend  
Vor unsern Entlein sich beuge der Erdkreis.  
Sie sollen noch herrschen in wachsender Hoheit  
Und edler Güte, wenn die Götter vergangen.“

Die Schuld Siegfried's, der dieses hohe Weib verläßt, um eine Krimhild sein zu nennen, erscheint daher ungeheuer. Sie ist voll rasenden Schmerzes, da sie hört, daß

ihr Siegfried untreu geworden ist. Freilich ist ihre Forderung, daß er ihr eine Krone bringe, er, der sie erlöst und ihr ihr Reich zurückerobert, ziemlich läppisch. Das kommt von der leeren Rotwirlsucht Jordan's, wo gar nichts zu motiviren ist. Denn Siegfried hat sich nun einmal gebunden und nichts kann solchen Treubruch rechtfertigen. Als durch Hagen's und Siegfried's List Guntter sie gewinnt, den sie anfangs verabscheut, fügt sie sich willig. Freilich hat auch hier Jordan seinen Dämchen zu Liebe aus Brunhild eine nordische Turandot gemacht und neben der Muth- eine Klopsprobe dem Werber Brunhildens aufgegeben, drei spitze Räthsel, die ihm einen recht hübschen Gesang einbringen, ihn aber wieder tief unter seinem Vorbilde Homer erscheinen lassen, der durch ein viel wohlfeileres Mittel im Schild des Achill die lieblichsten Bilder in sein Epos zauberte als Jordan durch diese unberechtigte und heillose Modernisirung eines so großartigen antiken Charakters. Wie sie hinter die Täuschung kommt, in deren Ergebnis sie sich mit hohem Dulbersinn gefügt, da ist sie nach der ersten aufschäumenden Muth ruhig und gefaßt und nur bemüht, Krimhilden zum Geständniß zu bringen. Dann plant sie mit Hagen, der hier ganz als ihr untergeordnetes Werkzeug erscheint, den Mord Siegfried's. Wieder läßt Jordan, um die zarten Seelen in süßer schwebender Pein während des Rhapsodiens zu halten, sie in sich gehen. Siegfried läßt sie durch ihr schwächliches Kind Helgi, das sie ihn streicheln sieht, um Verzeihung bitten, ehe er zur Jagd reitet. Sogleich entschließt sie sich, ihn zu retten. Spannungsvoller Moment! sie reißt das Fenster auf, eilt ihm zur Ueberfahrt nach, will sich in den Strom werfen und ihm nachreisen — alles unsonst! Alles eitle Gaukelei! füge ich hinzu und des Epos unwürdig, das bestimmte, unveränderliche Entschlüsse braucht und die Seelenfolter der Romanciers oder der Intriguen-Dramen perhorrescirt. An Siegfried's Leiche ist sie wieder sie selbst, hier feiert Jordan einen wahren Triumph über das alte Nibelungenlied. Brunhild verschwindet nicht, sie tritt zu Krimhilden, klagt mit ihr, bittet sie um den Tod, versöhnt sich zuletzt mit ihr und hier spricht Jordan den großen buddhistischen Gedanken des *tat tvam asi*, Schopenhauer's erhabene Lehre von der Täuschung des Willens durch das principium individuationis in den wundervollen Versen aus:

„Und hinunter ins Nachreich der nichtigen Schatten  
 Versank vor der Seele Brunhildens der Selbstschein,  
 Die qualvolle Lüge der Larve des Lebens,  
 Der Traum des Tropfens, der sich getrennt hat  
 Vom ewigen Urquell: er sei nun was Eignes,  
 Er könne sich mehren ohne zu mindern,  
 Er könne verleben ohne zu leiden,  
 Er könne zerstören ohne zu sterben,  
 Morden und martern ohne Mitleid,  
 Er dürfe verdammend in heillosem Dünkel  
 Zum übrigen Dasein „Du“ nur sagen,  
 Ohne daß ätzend die Antwort laute:  
 Ich, das Urall, bin in dir wie außen;  
 Unheil aber ist eigenes Elend,  
 Und wo du folterst, da mußt du fühlend  
 Die Bosheit büßen; denn Alles b ist du.“

Und das Schlachtroß Grani bestiegend, sprengt sie in den eben angezündeten Scheiterhaufen Siegfried's, tödtet das Götterpferd, bohrt dann den Balmung in die eigne Brust und verloscht mit Siegfried, der ihr im Leben unerreichbar geblieben.

Von viel geringerm Gehalt ist Jordan's Hagen, der direct von der Hölle abstammt und ein bewußter Bösewicht ist, während Jordan's glücklicherer Vorgänger vor achthundert Jahren lange nicht so viel Mythologie verstand wie der Rhapsode der Gegenwart und aus Hagen ein Wesen von inponirender Kühnheit und eisenfestem Charakter machte. Eigenthümlich unserm Epos ist Mime, der deutsche Chiron, dessen erstes Erscheinen große Erwartungen erregt. Zuletzt aber vertritt er immer mehr ein Element, das aus dem großen Epos billig ganz verbannt sein sollte. Er spinnt überall hinter Siegfried's Rücken die abgeseimtesten Rabalen in der besten Absicht, denn Siegfried ist viel zu idealisch, um sich auf seinen Vortheil zu verstehen. Ein Hauptmoment seiner

vielschäftigen Thätigkeit ist herauszubringen, woher das Findelkind Siegfried stamme. Hier entwickelt Jordan eine ganze Historie, die sich wie ein Stück aus dem *Witaval* liest, eine wahre Criminalgeschichte mit geheimen Treppen, mit Rine und Gegenmine seitens des klugen Schmiedes und Hagen's, mit Wahnsinn-Scenen, Ueberlistungen und Ueber-raschungen, mit der erpichtesten Spionage, schleicher Geheimthuerei und halsbrecherischer Einschleicherei, so ein Eugène Sue'sches Nachtstück, das sich im Epos ausnimmt, wie ein Frack im Anzuge Siegfried's und das Jordan mit allem Raffinement ausgekügelt hat, um seinen zarten Zuhörerinnen das Gruseln zu lehren und ihnen den Beweis zu liefern, daß man auch außerhalb der Leihbibliotheken beim Rhapsoden höchst schredhafte und dabei so amüsante Dinge erfahren könne. Das Königshaus der Burgunden hat durch Jordan's Darstellung nichts gewonnen, Gunther ist nur noch viel nichtsagender, je großartigere Reden von der Zuchtwahl und der Bedeutung des Dichters ihn Jordan im Munde führen läßt. Endlich wäre noch Horand der Harfner zu erwähnen, in welchem Jordan den Dichter in seiner höchsten Erscheinung verkörpern wollte. Es ist eine Art verkappter Jordan, wenn man genauer zusieht. Es treffe Jordan's gute Seiten dabei zu, wie man z. B. von manchem Gesang Jordan's sagen kann, was Gunther zu Horand, daß er seine Kunst kennt und versteht, leibhafte Formen und leuchtende Farben mit der Stimme vorzutauschen und die Ohren in Augen umzuwandeln. Anders scheint mir bedenklicher, so wenn Horand sich rühmt, durch seine Rhapsodien sich ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben, sein gebührendes Maas von dem Marke der Erde; ich denke, es soll bei der glorreichen Ausnahme bleiben, die Jordan in dieser Hinsicht gemacht hat und es stände schlimm um unsere Literatur, wenn sein Beispiel Nachahmung fände. Und wird man es glauben? Horand wird auch decorirt. Ja, ja, er bekommt einen wirklichen Orden ganz feierlich und mit allen den üblichen Anhängseln von Sr. Majestät König Gunther von Burgund. So ist zu lesen bei Jordan:

„Er trat zu Horand, nahm sich vom Halbe  
Die goldene Kette mit Elbich's Bildniß  
Dakte dies ab und schmückte den Harfner:  
Wein Bild sollst du tragen an diesem Bande.“

So oft ich Jordan rhapsodiren sah, trug er ein rothes Bändchen im Knopfloch — *Honny soit qui mal y pense*; aber bei der eben citirten Stelle sah ich ihn im Geiste wieder und mit dem Bändchen.

Es ist nun Zeit, von der Compositionsweise der Siegfriedsage im Ganzen und Großen zu sprechen. Auch Jordan ist so wenig wie der alte Dichter im Stande, sie von der Riblung Roth völlig zu trennen, denn der Zauber, durch den Siegfried selbst ein Riblung wird, der Antwaranaut, wirkt noch im zweiten Gedichte fort, während bei Homer *Ilias* und *Odysee* künstlerisch vollkommen von einander losgelöst sind. Jordan hat dies auch gefühlt und die Zusammengehörigkeit seiner zwei Epen noch besonders damit betont, daß er Egel's und des Frankenkönigs Heranrücken schon in der Siegfriedsage ankündigt, Siegfried's Tochter Schwanhild und ihr einstiges Schicksal bereits andeutet, den Keim der Rache tief in Krimhildens Brust im Anblick der Leiche Siegfried's senkt und auch von einer Statue Apoll's spricht, die eine römische in Siegfried verliebte Kaiserin nach dem Ebenbilde Siegfried's, als er sich eben in Italien aufhielt, anfertigen ließ, ja daß selbst Hildebrand wie bei den Haaren hereingezogen wird. Sinnig vergleicht Jordan sein Epos mit dem Rheine, an dessen Ufern der Schauplatz der Sage ist. Wie der Rhein aus vielen Bächen zusammenrinnt und erst nach längerem Laufe breit und ruhig dahinfließt, so sind die ersten zwölf Gesänge noch ziemlich elementar und vorbereitend und erst in der zweiten Hälfte hat das Gedicht einen festen Schritt und beschleunigten Gang. Die Diction ist mit großer Sorgfalt behandelt und wenn er bei besondern Anlässen den Stabreim-Vers in seine zwei Theile zerlegt, gelingen ihm meist Lieder von großer Gedanktiefe, wie z. B. der Gesang der Kornen, und von zarter Gefühlsinnigkeit, so namentlich das Walderlieb. Die höchste Schönheit concentrirt sich in den letzten vier Gesängen, gegen welche die frühern großentheils matt erscheinen, worin Jordan sich wieder von seinem Vorbilde Homer sehr zu seinem Nachtheile unterscheidet. Die Zeit

ist die heidnische, im Nibelungenliede bekanntlich die christliche. Und wie übel kommt das Christenthum in der Siegfriedsage weg! Das Kreuzchen nämlich, welches Hagen Krimhilden an Siegfried's Anzug da zu nähen berebet, wo er sterblich ist, will er am Hofe König Etel's bei einem gefangenen Griechen gesehen haben, der dadurch verzaubert und allen Versuchen, ihn umzubringen, unzugänglich geblieben sei. Und dieses Kreuzchen wird zum Verrath an dem Helden, der das Volk der Völker verfinnlichlichet. Durch das Christenthum — einen andern Sinn vermöchte ich wahrlich dieser gewiß nur symbolischen Zwecken dienenden Erfindung nicht unterzulegen — wurde das deutsche Volk an seiner Wurzel getroffen und für Jahrtausende gelähmt. Aber welche Umwandlung von Jordan's so streng christlicher Befinnung in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit! Mit Vorliebe betreibt er die Göttermaschinerie von Walhall und wie mich dünkt sehr zum Nachtheile des Gedichts. Denn schon dem Nibelungenliede ist es gelungen, das Gedicht auf rein menschliche Grundlage zu stellen und Jordan's antiquarische Fundamentirung ist daher ein Rückschritt. Jordan hat noch vom Demiurgos her die Schulle vom unentbehrlichen Gottesbilde im Kopfe, nur paßt ihm der christliche Gott nicht mehr, daher muß Wodan Betrachtungen über das Verhältniß von Nothwendigkeit und Zufall im Weltlauf anstellen, darum sind Wodan und Loki geheimnißvoll mit einander verbunden wie Lucifer und Agathodämon im Demiurgos, darum kann nur selbstlose Liebe den der Hela Verfallenen nach Walhall emporretten und was der ziemlich überflüssigen Mythosopoheme mehr sind. Selbst der ausgezeichnete letzte Gesang ist dadurch ganz verdorben, daß Brunhild, da sie Krimhilden nicht zur Veröhnung bewegen kann, den Schatten Mime's heraufbeschwört, der dann zur Veröhnung rät. Ich erachte also dafür, daß die ganze Geschichte mit dem Rache, der auf dem Antwaranaut ruht, mit dem Vielantagsgürtel hätten wegbleiben dürfen, ohne daß der epische Gehalt dadurch verringert worden wäre. Gürtel und Ring sind ohnedies eine unnütze Vermehrung der Behikel, und der Gürtel ist außerdem ziemlich bedeutungslos, da er zuletzt gar nicht als die eigentliche Zauberkraft Brunhildens angesehen wird. Echt episch ist dagegen das Ausmalen der Handlung; hierin hat Jordan seinem Homer etwas abgelernt und hundert Stellen, wo selbst ein nicht gewöhnlicher Poet die Sache mit „er ging“, „er trank“ u. s. w. abgefertigt hätte, geben diesen einfachen Verrichtungen ein klares dichterisches Gepräge durch die lebendige Schilderung jedes einzelnen Zuges. Die Wandlung Fasner's in einen Drachen ist von einer Meisterschaft als hätte der Dichter der Metamorphosen sie gemacht. Sehr beklagenswerth ist bei dieser vollendeten äußern Technik die kleinliche Illigiranarbeit, durch welche Jordan die statuarischen Gestalten zu modernen Figürchen herabdrückt und an zahllosen Orten das Schöne durch das Interessante verdrängt, sich in spielenden Allegorien verliert, wie in dem sonst so köstlichen Ritt Siegfried's auf den Hinderberg, der ohne diese Verunzierung mit dem Zauberwalde im befreiten Jerusalem wetteifern könnte. Durch diese Mißgriffe bekommt ein für die Unsterblichkeit beabsichtigtes Kunstwerk die unausstigbaren Merkmale des unseligen Dilettantismus. Und so bleibt denn das alte Nibelungenlied in vollen Ehren und Jordan's Siegfriedsage eine bewunderungswürdige, modern aufgestuzte Alterthümerei.

Dem Demiurgos gegenüber ist die Siegfriedsage ein außerordentlicher Fortschritt, denn ohne daß in ihr die Gedankenkraft irgendwie abgenommen hätte, ist der epische Gehalt ungleich stärker, ja sie hat eigentlich erst einen wahren epischen Aufbau, der äußerlich von tadelloser Correctheit ist, innerlich aber durch viele lyrische Tändeleien leidet; dazu gehört namentlich eine gewisse Koketterie des Dichters mit sich selbst, mit den Gesegen seiner Kunst und mit der Neigung seiner Zuhörerschaft und mancher Schluß eines sonst trefflichen Gesanges hebt dadurch die ruhige epische Wirkung auf. Auch hat Jordan ganz richtig geahnt, daß die Sage für sich nicht genügt, das moderne Deutschland zu fesseln; er ist daher bemüht, neben dem Erhabenen und Grausigen, ja Unerträglichem das romanhaft Süßliche einzuflechten, sodas wir in einem in Siegfried den Sonnensohn sehen, die haarsträubenden Mären von der Art, wie Sigmund der Zweite mit der eigenen Schwester sich verbindet und den aus ihr gewonnenen Einfißli durch die rohesten Martern zum Helden erzieht, zu hören bekommen und dabei uns alle jene

Zierlichkeiten aufgetischt werden, die so ganz und gar nicht in jene altersgrauen Zeiten passen, diese Dinge uns gleichsam mit allen Salben geschmiert und mit allen Jugsplästerchen versehen, vor Augen geführt werden und die Seherin Oda sogar die napoleonische Zeit weissagt.

Höher noch als das bei allen seinen schreienden Fehlern imposante Epos Siegfriedsage steht das zweite, dem zweiten Theil des Nibelungenliedes adäquate, durch ausnehmende Erfindungskraft glänzende von Hildebrand's Heimkehr. Auch bei diesem erst im vorigen Jahre erschienenen Gedichte ist die Zeit, innerhalb deren es gedichtet worden, von tiefgreifendem Einflusse gewesen. Deutschland ist endlich geeinigt, Frankreich gedemüthigt, das Haus Hohenzollern hat die erbliche deutsche Kaiserwürde erlangt, und was die so gluthvoll schürenden Gefänge des großen Rhapsoden nicht vermochten, das hat die unwiderstehliche Macht der Ereignisse geleistet: ein ich möchte sagen versengender Patriotismus hat sich der deutschen Herzen bemächtigt, mit diesem sonst verjüngend und neukräftigend wirkenden Gefühle geht merkwürdigerweise ein erschlassender Pessimismus Hand in Hand, und man gilt bereits für ungebildet, wenn man im Schopenhauer nicht Bescheid weiß; die Entchristlichung nimmt in einer Weise zu, so daß alle Hoffnung auf die Zukunft eines in seinen tiefsten Tiefen so mächtigen und der innigsten Sehnsucht des menschlichen Gemüthes wie abgelauichten Glaubens immer mehr schwindet; der römische Jesuitismus steigert sich bis zum Paroxysmus des Vaticanismus mit seinem Unfehlbarkeitsdecrete und in Deutschland erwachen gleichzeitig der Kulturaufstand und der Aikatholicismus; desglühen folgen sich die Publicationen Darwin's und über Darwin mit großer Schnelligkeit und werden vom heißhungrigen Publikum verschlungen.

Wenn in der Siegfriedsage oft das alte Nibelungenlied den Vorrang behauptete, so erscheint dieses gegen Hildebrand's Heimkehr gehalten, als eine ganz untergeordnete Dichtung. Die Nordgeschichten, von denen es strotzt, hat Jordan theils nur ganz oberflächlich berührt, theils in so geläuterter Gestalt vermenslicht, daß sie, ohne etwas von ihrer erschütternden Gewaltigkeit zu verlieren, doch nirgends das feine, besonnene Maß vermissen lassen, den reinen Goldklang einer heitern und hohen dichterischen Stimmung. Sie bilden überdies nur eine Episode des Werkes, die ergreifendste und wichtigste zwar, die wohl ein Viertel des Ganzen ausmacht, aber nur einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu der wohligen Stimmung, welche durch dieses Epos zieht, das wie ein tönender Siegesgesang des triumphirenden Deutschlands und unsres nicht minder triumphirenden Poeten klingt. Schade, daß Jordan sich seinem Genius nicht ganz frei hingab, daß er durchaus eine deutsche Odysee schaffen wollte und sich das homerische Vied zum Vorbilde nahm, dem er oft mit peinlicher Genauigkeit nachgeht. Auch in dieser trefflichen Conception steckt ein gut Stück vom einstigen Lord-Admiral in spe der deutschen Flotte. Er vergißt nur, daß das Meer in Griechenland gleichsam das Urelement des Vändchens bildete, dessen Sagen das ganze Volk durchflutheten, wie es dem Boden seine eigenthümliche Configuration gab, auf dessen Wogen jene Schlachten geschlagen wurden, deren Echo im Herzen jedes Einzelnen jubelnd nachzitterte. Deutschland dagegen ist und bleibt ein Binnenland, unsre Mythologie hat nichts von der proteusartigen Vielgestaltigkeit und dem lieblichen Verwandlungsreichthum der griechischen, unsre Hanja hatte wädere Rauffarthschiffe, weiß aber von keinem Salamis und Mylale. Somet der edelste Hochheimer dem feurigen Chier nachsteht und bei aller milden Herbigkeit die Vergleichung mit den strömenden Flammen des kostbaren Selgewächses nicht aushält, so sehr wird die germanische Abenteuerlust immer verlieren gegen die Plastik der griechischen Phantastie und ihre Unerhöplichkeit an lachenden Bildern und anmuthvoller Süßigkeit, der germanische Tiefsinn mit seinen vorwiegend sittlichen Tendenzen und unarmusischen Strenge gegen die bedeutungsreiche griechische Symbolik mit ihrer keuschen Grazie, ihrem sanften Gewährenlassen und ihrem rhythmischen Wohlklang, wo scheinbar die zügelloseste Einbildungskraft ihr Spiel hat.

Des Odyseus Heimkehr ist Inhalt der Odysee. Die ersten vier Gesänge führen uns nach Ithaka: wir sehen den traurigen Zustand des Königspalastes, den Uebermuth der Freier, die Klugheit des treuen Weibes und die Ausfahrt des zu herrlicher Mannheit heranblühenden Sohnes, um den Vater zu suchen. Dann führen uns abermals vier

Gefänge den auf der Heimfahrt begriffenen Odysseus vor, wir sehen ihn bei der Nymphe Kalypso, aus deren Armen er sich entwindet und deren Herrlichkeiten er den Auklid des aus Ithaka aufsteigenden Rauchs vorziehen möchte, wir erleben einen Sturm auf dem Meere mit ihm, den der unerbittliche Meerergott gegen ihn erregt, er kommt endlich nach der holden Begegnung mit der reizenden Nausitaa zu den Phäaken, wo er wiederum in vier Gefängen seine wunderbaren Irrfahrten erzählt, nachdem seine tiefe Bewegung bei der Erzählung des phäakischen Sängers von der Einnahme Troja's ihn als Odysseus verrathen. Polyphem und Kirke, Sirenen, Scylla und Charybdis, Aeolus und das Totenreich — im engsten Rahmen eröffnet sich uns eine neue verzauberte Welt, aus der wir gerissen werden, um in der ganzen andern Hälfte des Epos, in zwölf schwungvollen Gefängen, Odysseus endlich auf Ithaka zu erblicken, in alle Listen und Vorkehrungen eingeweiht zu werden, die verschiedenen Anagnorismen mitzuerleben mit seinem Sohne, mit dem göttlichen Sauhirten, mit dem alten Vater und am rührendsten wohl mit seiner Amme oder, wenn ich aufrichtig sein soll, mit dem auf dem Riste verendenden Hunde, der bei seiner Ankunft noch erkennend den letzten Blick auf ihn wirft und freudig mit dem Schwanz wedelt. Dann kommen die Kämpfe mit den Freiern nach vorangegangener unerhörter Demüthigung und endlich das Zusammensein mit der zwanzig Jahre lang entbehrten Gemahlin, zuletzt die Reinigung und Wiederaufrichtung des Hauses. Jordan selbst hat in einer geistvollen Monographie über dieses sein Lieblingsbuch nachgewiesen, mit wie tiefangelegter Kunst, die oft da versteckt ist, wo man es am wenigsten vermuthen möchte, das Epos gemacht ist, sodas fast jede Episode den Hauptgedanken wiederpiegelt, das selbst jene ausgelassene Erzählung von Hephästos, der im künstlichen Reize seine Gattin Aphrodite mit dem ehebrecherischen Ares fängt, unter gaukelndem Scherz das Grundmotiv der Odyssee, die Gattentreue und die Reinhaltung der Hausehre, deutlich wiedererkennen läßt. Jordan hat zuerst auf diese feinverborgene Intention aufmerksam gemacht. Es ist ein leicht und lustig in die Höhe gehender, ja in schwindehender Höhe sich verlierender und dabei doch auf unerhöhterlichem Fundament errichteter Bau.

Hildebrand's Heimkehr hat zwar dieselbe Anzahl von Rhapsodien, allein mit der künstlerischen Verflechtung derselben zu einer Einheit hat es eine wesentlich andere Bewandniß. Wir kommen zuerst in die Heimath Hildebrand's, aus der auch er schon im zwanzigsten Jahre fern ist. Wir befinden uns im Schwabenlande und hören auch tant soit peu schwäbels — Thierle, Mäble, Herle, Kräutle u. s. w. Da ist Ute, Hildebrand's Gemahlin, die Penelope Jordan's. Hildebrand hat sie bald nach der Geburt seines einzigen Sohnes Hadubrand, der nunmehr schon ein stattlicher Jüngling geworden ist, verlassen müssen, weil er in Holmgart, wo er mit Dietrich von Bern die Weihen bei der Seherin Oda genommen, dem Freunde das Wort gegeben, ihn, dem die furchtbarsten Gefahren drohen, nie zu verlassen und ihm bei der Erwerbung Italiens beizustehen. Nun kommt das Gerücht nach Schwaben, Dietrich sei, nachdem er um die griechische Kaiserin Tochter seinen Glauben abgeschworen, voll Verzweiflung auf einen feuerichnauenden Klappen gestiegen, der dann Flügel entfaltet habe und mit ihm in den brennenden Bewuß geritten sei, während Hildebrand in der Jerusalem'schlacht durch einen Steinwurf das Leben verloren. Auf diese Nachricht hin freit Herrich, der junge fränkische Prinz, der eben Schwaben bedroht, um die Hand der trotz ihrer reifen Jahre noch immer begehrenswerthen Ute; diese hält ihn hin, worüber Hadubrand außer sich geräth, da er meint, die Mutter denke wirklich daran zu heirathen. Da aber zeigt Ute ihm und dem greisen Heribrand, Hildebrand's Vater, das große Hoffnungs vorhanden sei für Hildebrand's baldige Rückkehr, denn eben ist ihr Halbe Feynald, den sie dem Gemahl auf die Reise mitgegeben, unversehens heimgekommen, ganz ruppig und einen Fuß vermundet, aber klug wie immer. Auf die Frage nach Hildebrand ließ er sich hängend fallen

„Und spreizte zum Fächer die Federn des Schweifes,  
 Daß nach oben gekehrt von den Kiefern und Farnen  
 Die untere Fläche sichtbar wurde.  
 Auf dem silbergrauen, fast weißen Grumbe

Der mittelsten Feder mit Messingfirniß  
In feinen Pünktchen gepinselft erschienen  
In rother Farbe drei Reihen Runen."

Diese drei Zeilchen enthalten das Gewebe des ganzen Gedichtes. Sie lauten in ihrer kernhaften Kürze:

"Wund gewesen. Weite Reise  
Gottbegehrt durch Sibich's Tochter.  
Hoffe Heimkehr heuer im Herbst."

In zwei Gefängen hat Jordan exponirt was Homer in einem thut und doch mangelt es der Haupterzählung von Hildebrand's Heimkehr an episch breiter Entfaltung. Denn schon mit dem dritten Gesange beginnt das Episodenbeiwert und geht bis zum Ende des zwanzigsten Gesanges, so daß nur sechs Rhapsodien das eigentliche Thema des Epos behandeln, während die Odyssee es in sechzehn ausführt. Das episodische Element also, bei Homer ein Drittel, füllt bei Jordan drei Viertel des Ganzen. Das Phäakenland der Odyssee bildet in Hildebrand's Heimkehr der Aufenthalt des Helden in Norwegen. Wir werden unmittelbar in die Scenerie des Landes versetzt und gleich der Beginn des dritten Gesanges gibt eine prachtvolle Schilderung des Sonnenunterganges auf dem Nordpol:

"Wo am längsten der Tage das Licht schon allein herrscht  
Und die nachlose Reize des nächsten Geburt ist,  
Da sinkt eben jetzt zum Saume der Erde  
Hinunter die Sonne der Sommerwende.  
Als glanzlose Kugel wie glühende Kohle  
Berührt sie den Rand gerade nordwärts  
Und umgießt mit Gold den Gürtel der Schären,  
Die Felsen am Forde, den Fienhüner der Berge  
Und die flimmernde Fluth. Verslochten in eines  
Sind Untergang, Aufgang, Abend und Frühe,  
Und die Mitternacht schmücht sich mit Morgenröthe.  
Nicht tiefer tauchend, noch tagwärts steigend  
Rollt nur langsam der rothe Lichtball  
Etwas nach Osten. Alles, was aufragt,  
Selbst die kleinste Klippe der Klosterhöhe,  
Nedert die Scheitel riesiger Schatten  
Meilenweit südwärts zum Saume der See."

Hildebrand, der nach Schweden wollte, hat Schiffbruch gelitten und wird hier an die Küste verschlagen. Die sterbende Krimhilde hatte es ihm auf die Seele gebunden, ihre Tochter Schwanhilde, welche ein Wikingerschiff nach Schweden gebracht hatte, dort aufzusuchen und heimzubringen, denn nur durch Schwanhild könne der Wölfsungenstamm, der durch Siegfried's plötzlichen Tod fast aufgehört, weiter fortblühen, da Siegfried's Sohn Sigmund nach Amerika (Winland) verschlagen wurde, um den germanischen Stamm in alle Welt zu verpflanzen. Aber Hildebrand's Schiffbruch war eine glückliche Fügung der Götter, denn Schwanhild ist nicht mehr in Schweden. Von dort hatte sie der Sänger Horand, eingedenk seiner alten Liebe zu Krimhilden, dadurch befreit, daß er am Hofe des Fürsten, der sie festhielt, die entsetzlichsten Greuelthaten von Schwanhild's Mutter erzählte, so daß der Fürst, fürchtend, sie könnte der Mutter nachgerathen, sie um etliche Pfund Goldes an Formunrek, König von Norwegen, verkaufte, der, obwohl alt, heftig in sie entbrennt, aber am eigenen Sohne und Thronfolger Rammer einen Nebenbuhler findet, was Schwanhild zu ihrem Vortheile ausnützt.

All dies erfährt Hildebrand durch das Fischermädchen Siltrun, der Kaufstaa Jordan's, welches ihm zuerst begegnet. Er prüft dessen Gemüthsart, und da er Siltrun eben so bescheiden als klug findet, so vertraut er ihr das ganze Geheimniß seiner Sendung an — ein durchaus unpsychologischer Zug. Ueberhaupt kommen wir jetzt auf ein Gebiet, das jene Mittelgattung zwischen Epos und Roman bildet, welches Jordan liebt hat, um die alte Sage seinen modernen Zuhörern acceptabel zu machen. Der ebenso tapfere wie kluge Hildebrand spielt förmlich Vorsehung. Der König will seine Verlobung mit Schwanhild feiern, Siltrun liefert Lachse in die Hofküche und zeigt Hildebrand einen

Hirsch, ein in Norwegen seltenes Wild, das er auch für die Hofstapel erlegt und sich dadurch Zugang zu derselben verschafft. Dann practicirt er in einen der Lachse einen Goldring, um seine Pläne vorzubereiten. Bei Hofe indessen will es mit der Hochzeit nicht fördern, da Schwanhild sich im Männergemache zu erscheinen weigert. Durch den im Lachse gefundenen Ring geräth Hildebrand mit dem jähzornigen König sogleich in Streit. Er behauptet, daß das feinste Gold Norwegens dem nicht gleich komme, welches er mit sich führe. Der König wirft voll Wuth seinen Speer nach ihm, aber Hildebrand fängt ganz unbefangen das Geschloß mit dem Biertruge auf, heftet dann den Biertrug an die Wand und trifft mit dem Speer genau in das Löchlein, welches der König geböhrt. Nachdem er solches Jägerlatein vor unsern Augen ausgekramt, ist er denn freilich der Löwe des Tages. Er producirt sein Gold, das auf seine Forderung Schwanhild, die einst den Schatz des Nibelungen vor sich gesehen, als einzige Kennerin beurtheilen soll. Sie kommt und was zeigt er? Nichts Geringeres als den Antwaranaut an einer Flechte vom goldrothen Haar Krimhilden's. Ueberraschung Schwanhild's, sie ahnt, daß ihr Befreier ihr nahe ist. Hildebrand hat seine Wette gewonnen und erlangt dadurch das Recht, sich ein Schiff zur Heimfahrt zu zimmern. Er wird Günstling des Königs und sticht dessen früheren Vertrauten Bidi aus, der Sohn und Vater mit einander entzweit, so daß jener in geheimem Einverständniß mit Halon lebt, der des Königs Tochter heimlich zur Ehe nimmt und nun mit den Jarlen des Reichs, welche mit Jormunrek's Regierung unzufrieden sind, diesen zu stürzen sucht. Hildebrand aber hat sich vorgenommen, nicht nur Schwanhilden wieder heimzuführen, sondern auch den König zu bessern und die verwirrten Verhältnisse im Reiche wieder zu ordnen.

Hier konnte Jordan vom alten Homer, der keine sittlichen Programme hat und keinen Moral-Codex zu versificiren versteht, nichts lernen; da ist er zu einem andern in die Schule gegangen, zum erlauchten Bischof von Cambrai, der einst ein gutes Buch ad usum Delphini geschrieben. Jordan's Epen wollen dasselbe für das deutsche Volk sein, was Fenelon's Telemach für den Enkel Ludwig's XIV. Hier nimmt nun Hildebrand's Heimkehr den Charakter einer unausföhllichen Sittenpredigt an. Hildebrand entnimmt aus Schwanhild's Reden, daß noch immer die unleidliche Hofsfahrt der durch Krimhilden mit einem Tropfen Nibelungenblutes vergifteten Wölfsung in ihr stecke. So lange dieser nicht ausgeschieden ist, kann sich das Götterwort, das einst aus Schwanhildens Schooße jenes Königsgelecht entsprossen soll, das Deutschland einigt, mit nichten erfüllen. Sie muß Demuth lernen. Jormunrek aber muß wie Idomeneus im Telemach des Fenelon ein ausgezeichnete Regent werden, ein Ausbund von Tugend, nachdem er früher allen Lastern gefröhnt. Hildebrand nennt sich nicht beim wahren Namen und bittet, ihn einstweilen Kornegast zu heißen. Bidi schöpft Verdacht und da er Horand in der Nähe weiß, der oft am Hofe Egel's war, von wo Kornegast zu kommen vorgibt, so bringt er diesen unvermuthet in den norwegischen Königssaal. Aber die List schlägt fehl. Denn Schwanhild, die von Horand die Zeichensprache gelernt, macht ihn sogleich aufmerksam, daß der Fremde Kornegast heiße und da Hildebrand ruhig bleibt und durch keine Bewegung sich verräth, so wird Bidi völlig gestürzt und den Aufstand, der von ihm erregt wird, schlägt Hildebrand, der mit Siegfried's Walmung ausgerüstete, völlig nieder. Ramwer aber, der auf den Tod verwundete, wird von Siltrun gepflegt und moralisch katechisirt und schließlich gelingt es Hildebrand, durch Jormunrek's kleinen Enkel, den Sohn Halon's, dem er eine „Rolle“ (wie es bezeichnend genug im Epos selbst heißt) einstudirt hat, den König mit Tochter und Eidam auszuföhnen, ihn endlich mit Ramwer, den Siltrun gründlich gebessert hat, zusammenzuführen, und Ramwer mit Siltrun zu vermählen. Für diese Leistungen bewilligt ihm dann Jormunrek, welcher wunderbar tugendhaft geworden ist, von Schwanhild abzulassen und die noch immer stolze und der Besserung bedürftige Jungfrau darf Hildebrand und Horand folgen.

Diese ganze höchst unerquickliche, weil ganz und gar romanhafte und in das große Epos nicht passende, von Jordan eigens erfundene Geschichte ist äußerst kunstvoll mit den Rhapsodien verwebt, welche Hildebrand und Horand wechselweise jeden Abend nach dem Mahle zum Meth dem versammelten Hofe vortragen, deren Thema der Nibelunge Noth



ist, und welche das Beste sind, was Jordan gedichtet hat, wo das Nibelungenlied, wenn man es mit Jordan's ebenso sein durchdachten als grandios durchgeführten Gesängen vergleicht, fast nur wie schale Bänkefänger sich anhört. Was dem Nibelungenliede die Hauptsache ist, das Norden und Schlachten, wird in Hildebrand's Heimkehr kaum der Erwähnung werth gehalten, und was es nur nebenbei angibt, das wird von Jordan zum Mittelpunkte auf das tiefste erschütternder Ereignisse gemacht. Egel wirbt um Krimhilden. Jordan malt ein überwältigendes Gemälde daraus. Da gilt es zunächst den Charakter Egel's, den das Nibelungenlied als einen milden König kennt, der nie die Gottesgeißel geschwungen. Jordan versucht hier in allem Ernst eine jener Rettungen, gegen welche die Stahr'sche des Tyrannen Tiberius nur ein Kinderspiel ist. Egel, der im Anblick von Millionen Leiden geschwelgt und zuletzt seinen Wollüsten zum Opfer fällt, wird bei Jordan zu einem erhabenen, ehrfurchtgebietenden Königsbild. Er war blutdürstig im Anfang seiner Laufbahn, ist aber nach und nach zur Ueberzeugung gekommen, daß die Götter Höheres mit ihm vorhaben. Aus der Ferne hat er Siegfried's Thaten bewundert und sein Plan war, sich mit ihm zu verbinden, damit sie beide, Egel im Osten, Siegfried im Westen, die Welt im Saume halten und das immer anwachsende austretende geistliche Rom im Saume halten. Das Vaticanum und Minister Falk's Culturkampf fangen, wie man sieht, ihren Spuk an. Egel ist just kein Gegner des Christenthums, an seinem Hofe ist ein Kaplan Arius (wie er nur von Aegypten nach den ungarischen Pustken gekommen sein mag?), so ein vierjahrhundertlicher Altatholik, dessen evangelisches Wesen ihm ganz wohl zusagt. Aber die römischen Bischöfe wollen ihm keineswegs zugeben. Wie Hildebrand im Haine zu Holmgard die Zukunft bis 1871 vorherseht: Napoleon III., der den Neffen des Antels spielt, die Schlacht bei Sedan, den alten Kaiser Wilhelm, den „Königskönig“, so sagt Egel mit klaren Worten voraus, daß Karl der Große dem Papst zuliebe einst die Sachsen abschlagen werde, er kennt die Kreuzzüge, den dreißigjährigen Krieg und die Entvölkerung Deutschlands pr. 75%, die er im Gefolge haben wird, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sein mögen.

Da kommt ihm mitten in seinen politisch religiösen Bestrebungen die Kunde von Siegfried's Ermordung und zugleich stirbt ihm seine Gemahlin Helke, die ihm zwei ganz unsfähige Söhne, Erp und Ettil, zurückgelassen, mit denen sein Bruder Bleda, der Bluthund mit dem Doggen Gesicht, immer gegen ihn conspirirt. Er faßt also den Entschluß, Siegfried's Wittve zu heirathen, um durch den aus ihr erzielten Leibeserben auch die deutschen Völker zu gewinnen und ein großes Universalreich aufzurichten, an welchem Roms Macht zerbrechen müßte. Die Werbung Egel's erscheint durch diese Darstellung als eine Großthat ohne Gleichen. Allerdings muß man dabei über die Ungeheuerlichkeiten lächeln, die dem Leser oder Hörer dabei zugemuthet werden. Die Werbung selbst fällt einen der herrlichsten Gesänge. Hildebrand erzählt sie. Er, der zur Demuth auffordert, benimmt sich überall als ein rechter Bramarbas Eisenfresser. Er hat alles gethan, er hat auch allein in seiner Eigenschaft als Arzt zu Krimhilden Zutritt gefunden, um ihr betreffs des kleinen todtkranken Helgi Beistand zu leisten. Das Kind stirbt und Hildebrand weiß sie zur Zusammenkunft mit Egel zu bringen. Der letztere muß, damit wir erfahren, wie die Werbung vor sich gegangen, Hildebrand beauftragen, ihn zu behorchen und dadurch bekommt die ganze Scene nicht nur etwas Unglaubliches, sondern zugleich etwas Unangenehmes, schauspielerisch Zugestuftes. Herrlich aber ist zu lesen, wie der Hunnengebieter die Niederlandsdönigin empfängt, der häßlichste Mann des Erdensundes das schönste Weib der Welt, wie er ihr wider seine grimmige Natur Schönheiten zu sagen gezwungen ist, wie er sie sorgfältig nach der körperlichen Beschaffenheit Siegmund's und Schwanhild's, ihrer Kinder aus der Ehe mit Siegfried, nach den Darwin'schen Principien der Zuchtwahl auswählt, wie Krimhilde, beleidigt, ihn schon zurückgewiesen hat, Egel aber durch einen wahren coup de théâtre sie wieder gewinnt. Er hat ihr noch ein Geschenk zu übergeben. Mit dem Leuchter in der Hand führt er sie ins nächste Zelt und zeigt ihr die Statue Siegfried's, welche Tacita als Lichtgott Apoll hatte weihen und Egel an sich bringen lassen. Der Anblick bewegt sie wunderbar. Sie nimmt den Dolch aus seinem Gürtel, schneidet damit eine lange Strähne aus ihrem Haar, bindet an das

eine Ende derselben Siegfried's Hand, an das andere den Antwanaraut, den sie an Egel's Hand steckt und das Rachebündniß zwischen Beiden gegen Siegfried's Mörder ist geschlossen. Egel begrüßt sie nun mit dem Minnetrunk, das verabredete Zeichen, daß Hildebrand, der in einem drehbaren Spiegel bisher alles gesehen, nunmehr sich schleunigst zu entfernen habe.

Das unsfänglich schauerhafte Gemisch zwischen Hunnen und Burgunden bekommen wir glücklicherweise nicht zu sehen, wohl aber eine psychologisch meisterhafte Darstellung vom Tode Ortlieb's, des kleinen Sohnes Egel's und Krimhild's. Das kede Bürcschen hat von einem fahrenden Sänger etwas von der Zauberkrast des Antwanaraut erfahren. Gerade in dem Augenblick, wo Egel, der Friede halten will, Krimhilden zwingt einzusinken und den Unheilbring abzuthun, schleicht das schöne Kind, in dessen Zügen sich die Kraft Siegfried's, die Schönheit Krimhildens und Egel's Gesichtsfarbe zu einem reizenden Ausdruck verschwiftern, zu der Lade, wo die Mutter den Ring verwahrt. Jordan's Kunst in der epischen Ausmalung erreicht hier nach meiner Ueberzeugung ihren Gipfelpunkt. Wie Ortlieb gierig das Gemach betritt, nachdem er gehorcht, ob er ohne Zeugen sei, wie er das Fach leise herauszieht, sein Körperchen halb dagegen stemmend, um das Geräusch zu dämpfen, wie er nach dem verhängnißvollen Kleinode tastet und ihn ein wollüstiger Schauer überläuft, da er's an den Finger nimmt — ich gestehe, daß mir beim Lesen dieser Stelle der Athem ausging und das Haar zu Berge stand. Wenn Jordan nur die zwei Dugend Verse geschrieben hätte, welche er zu dieser Schilderung braucht, müßte man ihn den ersten Dichter der Gegenwart nennen. Hagen, dem Ortlieb den Ring höhrend vor die Augen hält, in der Meinung, ihn dadurch wehrunfähig zu machen, schwingt den Balmung, den er aus der Brust Brunhildens bei deren Verbrennung gezogen und sich angeeignet, und trennt Ortlieb's Kopf vom Rumpfe, jener beißt sich in die Füße von diesem ein, ein Zug, den Jordan aus Brentano's Novelle vom braven Kasperl und schönen Annerl entlehnt hat. Nun erst beginnt auf Egel's Befehl das Blutbad, welches uns aber nicht vorgeführt wird. Jordan ändert die Angabe des Nibelungenliedes, daß Hildebrand zuletzt Krimhilden, die Hagen den Kopf abgeschlagen, ebenfalls tödtet, sondern Krimhild, das Ungeheure ihres Verbrechens einsehend, nachdem ihr sonst kranker Gemahl an Ortlieb's Leiche durch einen jähen Blutsturz geendet, beschließt zu sterben, worin Hildebrand sie bestärkt. Zuvor muß er ihr versprechen, unmittelbar nachdem er Dietrich in Italien wiedergefunden, bevor er sich in seine eigne Heimat begibt, Schwanhild in Schweden aufzusuchen und ihr den Antwanaraut zu übergeben, wenn sie dem Stolze völlig entsagt. Auch schenkt sie ihm den von Hagen in ihren Besitz übergegangenen Balmung. Hierauf läßt sie den Scheiterhaufen rüsten, auf welchem sie sich, vor den andringenden Hunnen durch Hildebrand geschützt, mit Ortlieb verbrennt, Egel aber soll in der Donau nach alten Brauch begraben werden.

Hildebrand, der nur zufällig als Gesandter seines Freundes Dietrich bei Egel war, um alle diese Schrednisse mitzuerleben, begibt sich nun in Eilritten, auf deren letzter Station er die schöne Stute Malka, die Egel ihm als Geschenk bestimmt, bestiegen hat, nach Raben, wo er in dem Momente anlangt, da Dietrich den Väterglauben abschwört, um das „geistvergiftende Christenthum“ anzunehmen. Er wendet sich von dem Treulosen, Meineidigen; aber die Heruler rücken an, jetzt kann er ihn nicht im Stiche lassen. Er zieht in den Kampf, und ein Steinwurf läßt ihn besinnungslos niederstürzen. Ein Wolf, der auf dem Schlachtfelde seinen Hunger stillt, hätte ihn verzehret, wenn nicht seine treue Malka das Unthier mit einem Hufschlag zermalmt haben würde. Dem Falken Jeynald, der sich am Kampfe mitbetheiligte, wurde dabei der eine der Fänge verwundet. Das rührende Bündniß zwischen Hildebrand, Malka und Jeynald, zwischen Mensch, Thier und Vogel, in welchem sich die Verbrüderung aller Creaturen so köstlich versinnbildlicht, gehört zum Schönsten, was jemals gedichtet wurde. Hier aber geschieht Jordan wieder etwas, was nur zu lebhaft bedauern läßt, daß er, der so außerordentliche Schöpferkrast besitzt, sich zum bloßen Nachahmer hergibt. Die Odyssee hat ihre Nekhya, so muß denn auch Hildebrand's Heimkehr eine Beschreibung von Hela und Walshall haben. Nun hat aber Jordan endlich einsehen lernen, daß das Wunder im modernen Epos, wie er es bisher

gebraucht, durchaus werthlos ist. Er läßt also Hildebrand diese seltsamste aller Fahrten in dem Zustande der Bewußtlosigkeit machen, der zwischen seiner Verwundung und seinem Erwachen aus der Ohnmacht liegt. Jordan hat eine große Kunst dabei entfaltet, ich gestehe aber, mir ist noch nichts Knabenhafteres bei einem ernstern Poeten begegnet. Ich beuge mich mit Verehrung vor dem Glauben eines Homer und Dante, aber Widerwille ergreift mich vor diesem vernünftelnden Virtuosen- und Spectakelstück. Der Held erlebt zuerst ein Höllengericht über Krimhilden, durch welches sie losgesprochen wird und nach Walhall kehren darf. Er geht mit, kommt zuerst zu den Nornen, die ihm Botschaft an die ewigen Götter mitgeben, daß ihre Zeit um sei. Er sieht aus den Loosen,

„Die vierfach mit W nach oben gefallen,  
Daß die wehvolle Welt erwarde und wünsche  
Als Muster und Macht den Meister der Wilde,  
Weil maßlosen Nordens müde der Mensch sei.“

Ist das Jordan's aufrichtige Meinung? Rimmermehr! er weiß es so gut und besser als ich, daß mit dem Christenthum in Deutschland das maßlose Norden erst angegangen ist. Er selbst sagt in dieser dritten und letzten Phase seiner Epik ganz offenerzig und in schneidendem Gegensatz zu den Dreieinigkeits-Christeleien seines Demiurgos:

„Kein grimmeres Loos, kein größeres Unglück  
Kann befallen ein Volk, als dem Glauben der Väter  
Mit verruchten Mänten entrißen zu werden;  
Denn sei der fremde, dem es zu frühnen  
Getrieben wird oder treulos betrogen,  
Auch noch so gut, ihm wird er zum Giste  
Und sterben an ihm, so hart es auch sein mag,  
Unrettbar muß es, wofern sein Ringen  
In langer Krankheit mit erblichen Kräften  
Nicht eudlich austreibt das eingimpfte.“

Er selbst endlich erklärt in diesem Epos seine Intention mit dem Kreuze an Siegfried's Jagdrock, daß dieses Kreuz mit seinen sichtbaren Folgen Deutschland auf ein Jahrtausend in der Entwicklung zurückgeworfen hat. Nein, nein! es ist nur wieder eine der vielen Convinzenzen Jordan's an den Zeitgeist, der es noch nicht gewagt hat, hierüber sich unumwunden auszusprechen. In Walhall aber sieht dann Hildebrand den neuen namenlosen Gott,

„Der Jahrtausende lang im wirbelnden Lobel  
Des Werdens gefangen, verwirrt und verfinstert,  
Nach unendlichen Warten zum ersten Male  
In Hildebrand's Hirt die Kraft der Blindheit  
Zu sprennen gewußt.“

Und wer ist dieser Gott? Er sieht sehr unscheinbar aus. Ein Mann in mittlern Jahren mit klugem Gesicht, schlichter Kleidung, einen Spiegel und eine Schiefertafel mit Griffel zeichnet die Entwürfe zu Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Ich finde diese Symbolik ziemlich abstrus. Hildebrand erwacht, wird von Mönchen davongetragen, geheißt und tritt dann seine eben beschriebene Reise nach Norwegen an.

Jordan eilt nun zum Schluß. Hadubrand hat den Vater in Wälchland gesucht und nur die Malka gefunden, den Vater hält er für todt. Den Armen der Wittve Dietrich's, die nach ihm sehndet, entwindet er sich, trotzdem sie ihm ihr Reich anbietet, wenn er sich taufen läßt. Er eilt in die Heimat, wo man sein bedarf; denn Herrich der Franke ist wieder eingefallen und in einer glänzenden Waffenthat schlägt er den Feind. Zum Lohne dafür erhält er, wornach schon Hildebrand gestrebt, die Arken von Hüllern und den dazu gehörigen Hohenzollern. Ute ist eine Staufin, Hildebrand ein Wälßing, aus jenem Geschlechte also, dessen Preis Jordan schon im Demiurgos gesungen und von dem er in unserm Epos sagt, daß es zu warten verstehe. Wir haben also die Ahnen des preussischen Königshauses vor uns, deren letzter Entel seit fünf Jahren die deutsche Kaiserkrone trägt. Damit aber das Blut Siegfried's, das geheiligte Blut der Wälßlinge, sich ihm verbinde, spinnst Jordan seine Sage noch in dieser Weise weiter: Hildebrand und Horand segeln endlich von Norwegen heimwärts, in der Nähe der Heimat

trennen sie sich, Horand soll Schwanhild geleiten, die zur Buße für ihren Stolz eine Zeit lang stumm bleiben und sich bei Ute als Magd verdingen muß. Horand will sie als die seine ausgeben und erzählt ihr bei dieser Gelegenheit ein Abenteuer, das er mit der Nixe Rechthild gehabt, voll Liebreiz und seltsamer Mär, das aber, unmittelbar vor dem Ende, wo die Handlung rasch geführt werden soll, ganz am unrechten Orte ist. Zudem glaubt ihm Schwanhild nicht, und Jordan-Horand ergießt seinen tiefen Schmerz darüber, daß Deutschland die heimische Sage nicht pflege, daß die deutschen Fürsten kein Ohr haben für ihre Vergangenheit. Hildebrand, der ebenfalls von der Bedrängniß der Schwaben durch den fränkischen Einfall vernommen, eilt zu helfen und trifft, eben als der junge Hadubrand den Sieg errungen, mit diesem zusammen und hier bekommen wir jenen berühmten Zweikampf zu sehen, von welchem die paar Duzend uns erhaltenen Verse des althochdeutschen Hildebrandliedes singen und aus welchen Jordan dieses sein vollendetes Riesenepos mit seinen mindestens 15,000 Stabreimversen gemacht hat. Endlich erkennen sie sich und kommen auf ihr Stammgut. Kaum sieht Hadubrand die neue Magd, so ist er in sie verschossen. Sie selbst, der ein Traum als künftigen Gemahl Hildebrand in verjüngter Gestalt gezeigt hat, sieht ihren Traum hier verwirklicht. Aber das Gefühl entscheidet nicht. Hadubrand hatte schon früher ein wunderschönes Mädchen geliebt, der greise Heribrant war aber nach den Gesetzen von Darwin's natural selection energisch dazwischen getreten. Das Mädchen war so kurzichtig, daß sie einen Storch für eine Wildgans gehalten und Heribrant wünscht, wenn er einst in seinen Enteln die Erde wieder sieht, es mit seinen jetzigen scharfen Augen zu sehen. Schwanhild muß daher noch eine Probe bestehen und da sie das leuchtende Sonnenauge ihres Vaters besitzt, so fällt ihr dieses nicht schwer. Nun folgen noch die Anagnorismen zwischen Hildebrand und Ute und ebenso zwischen Fyrrald dem Falken und der schönen Malka. Der Herbst ist in vollster Kraft, die Fäden des Altweibersommers fliegen, Horand sieht darin das Gewebe der Nornen, das Deutschland eine freudige Zukunft verbürgt. Den Unheilskring Antwananaut aber hat Hildebrand von einem Goldschmied ununterscheidbar nachmachen lassen. Einen bekommt Hadubrand, einen Schwanhild und sein Fluch ist für immerdar gebrochen.

Die hohe Dichterkraft Jordan's wüßte ich nicht besser auszudrücken als mit den Worten, welche sein Horand, in welchem er nicht undeutlich sich selbst personificirt, von sich selbst gebraucht, daß an Horand's Liebfern die Lauscher als lautersten Lustquell loben

Daß ihr tönnendes Spiel bis zur untersten Tiefe  
Die ganze Natur durchtaucht und taghell  
Offenbart wie sie schafft in scharfen Bildern;  
Daß wenn Anderer Gesang nur die sichtbaren Schalen  
Von draußen schildert, der Drang von innen,  
Der in jedem Wesen webende Wille  
In Horand's Stäben enthüllt am Stuhl sitzt  
Und die schließenden Schiffein und Fäden schaun läßt;  
Daß ich nicht wie ein Knabe die Knospe zerzupfe  
Um das garte Gebild erst getödtet zu zeigen,  
Sondern Blume bin, wo mein Lied sie erblühen läßt,  
In das wehrende Ross mich selbst verwandle,  
Wo das edle Thier bei Thaten mitwirkt,  
Es fühlend weiß, wie der Falke die Fänge  
Und Fittige stellt, wenn er hößt in die Tiefe;  
Kurz, daß ich dichtend von allem Dasein  
Indem ich's besinge, die Seele selbst bin."

Diese Begabung wird nur dadurch oft tief in den Schatten gestellt, daß derselbe Horand von sich bekennt, vom Pflücker manches gelernt zu haben. Aber nicht bloß „die Fassung und Führung des Fadens“, sondern manche andere Auswüchse und Effecthascherien hat sich Jordan wie wir gesehen haben zu eigen gemacht. Wenn er einen betrunkenen Hunnen „Trink, Brudder Deitsches“ und „Bassarentete“ sagen läßt, so ist das schlimm genug, weil weder Geist, noch Humor darin steckt, viel schlimmer jedoch ist sein Horchen auf die jeweiligen Liebhascherien und Launen der Zeit und die Huldigung, die er den Tagesstimmungen entgegenbringt. In seinem Nachgesang thut er sich auf den ganz falschen Patriotismus, in den er sich hineingehegt hat, als sei das deutsche Volk

das größte auf Erden, noch besonders zu Gute. Eine gräueltvolle Zerstörung aller Cultur aber würde eintreten, wenn Deutschland jemals verkennen könnte, wie viel es in seiner Bildung den Wältschen zu danken hat; denn ohne Italien und Frankreich wären wir geistig mundtot. Jordan hat die schönsten Worte für die Verbrüderung von Stein, Pflanze, Thier und Mensch, aber von der Menschenverbrüderung weiß er nichts, so sind die Lehren Darwin's und Schopenhauer's bei ihm ganz leer. Dasselbe gilt von seinem ganz unhaltbaren Verhältnisse zur Religion. Erst schwärmte er für Christenthum, dann für ein gemildertes Heidenthum. Sein Egel möchte der Welt gern beweisen, daß die Götter Walhalls mehr als bleiche Gespenster und blutiges Spiel sind, daß auch der Götterglaube mit Keimen des Segens, mit Kunst und Gesittung beglücken könne. In seinem Nachgesange schwärmt er wieder für den deutschen Glauben, gibt aber selbst zu, das Wesen desselben nicht zu begreifen. Er stammelt von der Zukunft desselben, als ob etwas wie ein allgemeiner Aikatholicismus durch ihn entstehen sollte, wovor uns Wodan in Gnaden bewahren möge. Weder auf den deutschen Glauben, noch auf das deutsche Gemüth versteht sich Jordan, und darum ist ihm auch das Höchste versagt geblieben.

Mit den Dichtergrößen ist es wie mit den Berggipfeln: nur jene werden den ersten beigezählt, welche eine Schneelinie haben und über diese emporragen. Ein Dichter obersten Ranges glüht für die Ideale der Menschheit, ist aber kalt wie Eis allen jenen Bestrebungen gegenüber, welche nicht dem Tiefsten der Menschenbrust entsprungen sind. Darum bliden uns aber auch ihre Gebilde mit jenem hellen und reinen Kindesauge an, mit dem Blicke heiliger Unschuld, mit dem Sternenblick der Ewigkeit. Nie werden es solche Geistbegnadete übers Herz bringen, ihr Volk als das Volk der Völker, als an der Spitze der Gesittung stehend, als Messias der Menschheit zu begrüßen. Jordan hat ein unverbrüchliches Anrecht darauf, zu den Ersten der Ration gerechnet zu werden, aber der Genius der Weltpoesie verneint es mit traurigem Kopfschütteln, ihn unter die ersten Dichter zu rechnen.

## Kritische Rundblicke.

Der Naturgenuß Eine Philosophie der  
Jahreszeiten von Hieronymus Vorm.  
(Berlin 1876. A. Hofmann & Co.)

Es darf wohl als ein nahezu beseitigtes Vorurtheil gelten, daß der Dichter sich vor der Reflexion ängstlich zu hüten habe, oder wenigstens davon nur so viel in seinen Werken aufkommen lassen dürfe, als das rasche Verständniß derselben niemals beeinträchtigt. Aber doch noch mancher Bedant, der in der grauen Vorzeit mehr daheim ist, als in der Gegenwart, legt an diese einen Maßstab, der nur für jene taugt. Allerdings zur heroischen Zeit, da „Sperte werfen und die Götter ehren“ so ziemlich das ganze Maß der Bildung ausmachte, war die geistige Verschiedenheit, wenn auch immer vorhanden, doch gewiß weniger greifbar; was wir heutzutage Bildungsgrade nennen können, das mußte damals ziemlich ausgleichend sein; der naive Volksdichter konnte für Alle singen, von Allen leicht verstanden werden.

Erst durch die unleugbare Bereicherung unserer Wissens erweiterte sich die allseitig gährende Kluft geistiger Verschiedenheit in solchem Maße, daß unsere moderne menschliche Gesellschaft gegenwärtig nach ihrem Bildungsgrade gleichsam in Schichten gelegt werden könnte. — Jede neu entdeckte Wahrheit vergrößert den geistigen Riß zwischen Mensch und Mensch; jede neue Erkenntniß vereinsamt den, der zu ihr gelangt ist, in demselben Maße als sie ihn geistig bereichert. — So wenig nun die Zeiten wiederkehren können, da das Wissen die Menschen noch nicht so stark von einander trennte, so wenig dürfen wir jetzt mehr einen Dichter-Messias erwarten, dessen Lied in alle Schichten des Volkes dränge. Heutzutage haben vielmehr die einzelnen Schichten ihre Dichter, für Alle aber dichtet Keiner mehr. Ohne Zweifel kann aber der höchste Rang dem philosophischen Dichter zuerkannt werden, der auf dem Gipfel des Parnasses stehend, zwar das Himmelslicht ungetrübt als seine tieferstehenden Kollegen in Apoll empfängt, sich aber mit dem wahren Worte „Geist wird nur von Geist erkannt“ darüber trösten muß, daß seine

Stimme in der Tiefe nicht mehr vernommen wird. —

Dies erklärt auch zur Genüge, daß Hieronymus Vorm als contemplativer Lyriker noch nicht jenen Beifall in größeren Kreisen gefunden hat, der von Poeten seines Werthes und seiner Bedeutung meist nur in hohem Alter oder wohl gar erst bei der Nachwelt erlangt wird. Es finden sich eben nebeneinander nicht Leute genug, die auf der Höhe solcher Geister stünden; sie müssen von der Zeit erwarten, daß nahe in der Zahl ihrer Verehrer zur beträchtlichen Summe werde. „Auch mir hat die Zeit Rosen gebracht, aber weiße!“ soll, auf den Schnee seiner Haare deutend, auch der Weise von Frankfurt mit Wehmuth ausgerufen haben.

Wenn nun aber der philosophische Dichter nur auf ein kleines, andächtiges Publikum rechnen darf, so hat im Gegentheile der poetische Philosoph sehr begründete Aussicht, daß seine Art, die abstractesten Lehren im poetischen Gewande vorzuführen, seinen Leserkreis erweitere. Und mit dem Dichter-Philosophen Vorm habe ich es heute zu thun, der unter dem Titel: „Der Naturgenuß“, so viel ich weiß, sein erstes, größeres und zusammenhängendes philosophisches Werk vor Kurzem hat erscheinen lassen.

Die Philosophie ist zum großen Theile vielleicht nur darum ein so „schlechtes Metier“, weil sie sich meist nur unmittelbar an den Verstand des Lesers wendet, und das wirksame Medium des Herzens ganz außer Acht läßt. Wie die Religionen hauptsächlich durch die Fabel, durch ihren epischen Glaubensheil, auf die Phantasie der Menge wirken, da abstracte Sittengesetze keinen Eingang bei ihr finden, so kann auch die poetische Kraft eines Philosophen Wunder bewirken, indem sie die meist bittere Pille der Wahrheit schön vergoldet und lieblich verpackt. — Philosophie ohne poetischen Gehalt ist aber auch der Kopfstimme zu vergleichen, die noch der Bruststimme Poesie bedarf, um den ganzen Umfang der menschlichen Stimme darzustellen, um in der Höhe des Geistes wie in der Tiefe des

Herzens gleich mächtig zu erklingen. — Ja, mit Recht sagt La Fontaine: „Les grandes pensées viennent du coeur!“

„Der Naturgenuß“, welchen wir mithin schon seiner Doppelnatur wegen freudig begrüßen, beginnt mit einer Novelle, welche uns in die vom Autor gewünschte Stimmung versetzt, bevor uns die objectiv gehaltenen Aufzeichnungen des Helden der Erzählung, als der eigentliche philosophische Kern des Buches, in die Hände gespielt werden. Diese Erleichterung erreicht den Vortheil, den Leser wirklich für das Folgende empfänglich zu machen; sie wendet sich gleichsam an sein Herz, ehe das Buch an seinen Verstand appellirt.

Die folgenden Aufzeichnungen sind die eines Weltmüden und Weltkünstigen, der im Naturgenuß Befreiung und Erlösung findet.

Es gilt als berechtigtes Vorrecht des Philosophen einzelnen Wörtern, über deren genaue Bedeutung die Menge sich niemals den Kopf zerbricht, einen erweiterten Sinn zu verleihen: vorausgesetzt, daß der Philosoph uns nur darüber nicht in Zweifel läßt, was er unter einem gewissen Worte versteht, so brauchen wir uns nicht darüber aufzuhalten. Gerade wie die am meisten benützten Werkzeuge sich am schnellsten abnutzen müssen, so sind auch jene Abstracta, welche am häufigsten im Munde geführt werden, gerade diejenigen, die leichter abgenützt, Schwankungen der Auffassung zulassen werden. Das Hieronymus Wort unter „Naturgenuß“ versteht, sagt er uns deutlich auf Seite 56:

„Der Betrachtung der Natur drängt sich zunächst der Proceß auf, durch welchen die Natur mit sich selbst wieder zu dem Frieden gelangen wollte, den sie in ihrem letzten und höchsten Product, im Menschen, verloren hatte. Dieser Proceß ist die Geschichte, zuerst die Geschichte überhaupt, die Reihenfolge alles Geschehenen, dann die Geschichte der Wissenschaft und in dieser vor Allem die Geschichte der Philosophie.“

„Das Erzählen einer Geschichte fällt aber nicht mehr unter die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Geschichtsschreibung fällt unter die Betrachtung der irdischen und vergänglichsten Bedingungen, unter welchen die einzelnen Entwicklungsphasen des zu erzählenden Processes möglich geworden sind; innerhalb des Processes, mittelst dessen Natur und Geist in einander anzugehen trachten, gibt es aber ein Verhältniß, einen Zustand, in welchem nichts mehr geschieht, in welchem vielmehr die nicht realisirbare Verjüngung der Streitenden

sich der Illusion des bloßen Gefühls als bereits vollzogen darstellt und beide Theile zur Ruhe gekommen zu sein scheinen. Dieses Verhältniß, dieser Zustand ist der Naturgenuß.“

Zu diesem Zustande führt uns der Autor auf einem langen, aber wie dies Jeder voraussetzen wird, der des Verfassers Eigenart kennt, niemals zu lang scheinenden Weg. Ueberall hat uns Form etwas Bedeutendes zu sagen, und er sagt es mit so viel Geist, daß wir oft noch länger an Punkten verweilen möchten, wo er uns so herrliche Perspektiven in Weite und Tiefe eröffnet. Ueber den Weg selbst, der an der Hand des Autors zurückzuliegen Jedem Gewinn und Genuß bringen wird, erklärt er sich selbst in dem Vorwort:

„Zur Verlebung und Befestigung des Naturgenusses kann es sich nur um die Erweckung und um die erschöpfende Begründung der zu diesem Genuß notwendigen Gemüthsstimmung handeln. Sie ist die Ruhe, die von den Gegenständen der Betrachtung genährt und ausgefüllt wird. Zu diesem Zwecke eignen sich die Gegenstände, wenn sie dem Gemüth nicht mehr unmittelbar Gegenwärtiges, sondern historisch gegeben, in sich abgeschlossen und fertig sind, oder wenn sie der sinnenfälligen Betrachtung unterworfen, nicht zugleich Objecte des Willens, des persönlichen Interesses, der Leidenschaft sind.“

„Demnach gerfällt die vorliegende Arbeit gleichsam in einen theoretischen und praktischen Theil.“

„Nachdem sie die Disposition für die erkösende Heiterkeit, die ich „grundlosen Optimismus“ nenne, für die Möglichkeit der Betrachtung, über das richtige, befestigende Schauen in die Kunst und in die Natur kurz dargelegt hat, entrollt sie das Verhältniß des Menschen zur Natur in allen Zeiträumen, bemüht, die Entwicklung dieses Verhältnisses selbst zu einem angenehmen Schauspiel zu gestalten. Daraus ergibt sich, daß diese Aufzeichnungen weder eine Geschichte der Philosophie oder Literatur, noch eine Aesthetik sein können, schon weil von der Ruhe der Betrachtung jedes Moment des Widerspruchs, des Streitiges, der Kritik ausgeschlossen ist; es können höchstens die Unterschiede der sich entwickelten Weltauffassungen nebst ihrem innerlichsten Charakter leise angedeutet werden. Die hervorragendsten Erscheinungen des Geisteslebens sind berührt, aber unter den einzigen hier maßgebenden Gesichtspunkt der Naturbetrachtung gebracht.“

„Hieran schließt sich die Darlegung des unmittelbar gegenwärtigen Naturlebens. Die Ruhe der Betrachtung erheischt nicht, daß auch ihre Gegenstände ruhig seien, vielmehr kann

selbst die immerwährende Bewegtheit des menschlichen Lebens zu einem erquickenden Schauspiel werden, wenn das Gemüth des Beobachters nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Es gilt jedoch zunächst den Versuch, auch das, was uns zuweilen wegen der Verborgenheit seines eigentlichen Inhalts völlig gleichgültig läßt, hier in eine Sphäre zu rücken, wo es zu heiterm und bedeutungsvollen Naturgenuß werden kann."

Deutlicher noch erhebt der Plan des Werkes aus den folgenden Zeilen: — „Ich habe Dasjenige in Andeutungen aufgezeichnet, was bewußt oder unbewußt den Frieden der Natur für die noch atemende Brust suchte. Bewußt oder unbewußt! Denn während einer großen Epoche, während des ganzen Alterthums, war sich die Menschheit der Spaltung in Natur und Geist nicht bewußt. Als die Uebermacht der Natur, der Schmerz der Welt unerträglich wurde, glaubte die Menschheit die Natur von sich stoßen und dem Geist das Erlösungswort übertragen zu können: die befehlete Natur. Sie wurde bei den Emanationen und Evolutionen des Geistes nicht mit in Rechnung gezogen, als ein seinem Ziel, der Wahrheit, feindliches Element verdammt und verworfen, mit dem Teufel identifiziert. Aus der naiven, unbewußten Einigkeit von Natur und Geist im Alterthum war die absolute Entzweiung geworden. Die Folge war, daß im ganzen Mittelalter der Geist, während er die Natur mit Füßen trat, selbst der kompletten Lähmung verfiel. Er hatte keinen Inhalt mehr, um den er sich hätte drehen können und seine Scheinbewegungen in der Scholastik drückten im Wesentlichen nur seine Verzweiflung über die eigene Leere aus.

Die Selbstheilkraft des Geistes offenbarte sich zuerst in den deutschen Dichtern und in den deutschen Mystikern, welche der Reformation ziemlich nahe vorhergingen. Wollte man der Sache ein eigenes Studium widmen, so könnte man nachweisen, daß diese Offenbarung noch früher in Italien laut wurde, daß des Ghidellines Dante „*divina commedia*“ schon die ersten Anzeichen der Nothwehr des Geistes gegen die ihn selbst fesselnde Befangenheit der Natur enthält. Italien ist aber auch durch die Renaissance Deutschland in dieser Beziehung vorangegangen, und wenn man das Wort auch nur im kunsthistorischen Sinne nehmen will, so versteht man auch diesen nicht, wenn man darin nicht die Wiedergeburt der Natur erkennt. Offen und frei durfte sie sich ihres wiedergewonnenen Lebens erst in der auf die Reformation folgenden Philo-

sophie freuen. In ihr trat die Natur groß und majestätisch als ausgedehnte Substanz der denkenden Substanz zur Seite. Als beide Substanzen zu Attributen der Einen allein möglichen Substanz herabgesetzt wurden und durch *natura naturans* und *natura naturata* das Ausgedehnte zur höchsten Potenz des Geistes, zum Erscheinen im Göttlichen erhoben, das Göttliche in der Ausdehnung verwirklicht, der Pantheismus begründet war, gestaltete sich die erst unerkannte und dann befehlete zur begriffenen Natur.

Alein sie war noch lange nicht Bedürfnis und Genuß geworden. Erst die Entwicklungen der Kultur, welche Dante der ungehört fortwährenden Naturfeindschaft in der Politik wie in der Gesellschaft, im Staats- wie im Städteleben unnatürliche Richtungen annahm, erst der Sonnenaufgang des Begriffs der angeborenen Menschenrechte wirkte mit andern Idealen auch die Sehnsucht nach dem verlorenen Naturparadiese und mit ihr den flammenden Haß gegen die Anforderungen und die Auswüchse der bisherigen Civilisation. Der Eremit von Montmorency, der den „*contrat social*“ schrieb, predigte auch im „*Emile*“ mit leidenschaftlichem Grimm die Rückkehr zum primitivsten Zustand des Menschengeschlechtes. Die erst unerkannte, dann befehlete und endlich begriffene ward jetzt erst die erste Natur.

Als Sehnsucht trat sie in die Poesie ein, als eigenthümliche Sentimentalität berühmter Romane, als wichtiger Bestandteil der ganzen Literatur der Empfindsamkeit. Sehnsucht nach der Natur wurde zum Pathos der Lyrik und später zum Inhalt der Romantik. Hatte das Hellenenthum das Bedürfnis nach reiner Betrachtung der Natur nicht gekannt und erkannt und deshalb überall die Verehrung der Götter, die religiöse Weiße der Naturdinge, die Quellen und Haine, an die Stelle gesetzt, so ward daselbe Bedürfnis von der modernen Poesie zwar erkannt, aber mißverstanden. Sie glaubte ihm zu genügen, wenn sie die antiken Nymphen oder wenn sie die mittelalterlichen Feen mit der Aufgabe betraute, die reine Naturbetrachtung zu befriedigen. Die ersehnte Natur ward Gegenstand poetischer Behandlung. Die noch immer ungestillte Sehnsucht nach dem Wesentlichen des Naturgenusses trieb mitten aus dem unnützen Spat der Romantik den Ernst der Philosophie hervor: die Natur ward Gegenstand speculativer Betrachtung.

Erst seit der Pessimismus in seiner objectiven Begründung zur Weltanschauung des Zeitalters



wird, hat man begonnen, die Natur aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten, den Genuß, den sie gewährt, als Erlösung ohne Erklärung, oder als grundlosen Optimismus aufzufassen, der zwar dem Abgrund des Schmerzes keinen Grund, kein Ende giebt, aber eine Tiefe, in der man wie in der finstern Tiefe der Eisternen die Sterne des Himmels zu sehen glaubt."

Aus diesem Gedankengange und namentlich aus dem Schlusse desselben erhellt auch, daß der Verfasser dem Naturgenuß vor Allem die reine beglückende, erlösende Seite abgewinnt:

"Ich habe mich nicht dem ästhetischen, ich habe mich ausschließlich dem eudämonologischen Einfluß des Naturlebens unterworfen. Nicht das Naturschöne an sich fällt in den Kreis meiner Betrachtung. Wie das Kunstschöne ist seine Erscheinung und Wirkung von zufälligen Bestimmungen abhängig, von einer besondern Gegend, von einer besondern Beleuchtung. Philosophie und Poesie haben sich bereits unzähligmale mit dem Naturschönen bemüht, jene, um es in seinen Ursachen zu erklären, diese, um es in seinen Wirkungen zu beschreiben. Beides liegt mir so ferne, als jenen Bemühungen selbst das Gelingen liegt. Sie sind eine Aufgabe des Geistes, ich aber habe es mit einer Aufgabe des Gemüthes zu thun: mit dem Bestreben, den von allem Zufälligen unabhängigen Wandel und Wechsel der Jahreszeiten zu betrachten und die Ergebnisse dieses Schauens von Dingen, die in ihrer Vereinzelung keineswegs selbst schön zu sein brauchen, in dem Gefühl der Lebensschönheit zusammenzufassen."

An anderer Stelle heißt es wieder:

"Ist somit das Schicksal nichts Anderes als die Natur, nur subjectiv angeschaut, so kann die Befreiung vom Schicksal nichts Anderes sein als die Umwandlung der subjectiven in die objective Anschauung, die Loslösung des Herzens von den Ereignissen, die Werthschätzung derselben, als ob sie bloße Naturerscheinungen wären, die man nach ihrer gegenständlichen Beschaffenheit beobachtet, weil sie mit unsern Leidenschaften und Zwecken keinen wesentlichen Zusammenhang mehr haben." —

"Nach all dem Gesagten setzt der eigentliche Naturgenuß eine Auffassung der Schicksalsidee und eine Beschaffenheit des Gemüthes voraus, um unabhängig vom Naturschönen zu bleiben und nicht aus dem Gesichtspunkt der Landpartie betrachtet werden zu können. In der Einsamkeit, deren negatives Glück die Unabhängigkeit von der Welt, deren positives Glück die im indivi-

duellen Gemüth sich vollziehende Vereinigung des Ewigen mit den sinnlichen Naturerscheinungen ist, stellt sich der grundlose Optimismus ein, die unerklärbare erhabene Heiterkeit, welche nichts, was das Leben dann noch ausfüllt, unbetrachtet und folglich ungenossen läßt."

Ich habe dem Autor wiederholt selbst das Wort ertheilt, in der Uebergangung, daß der Leser dieser Besprechung sich hiedurch leichter für das Werk interessiren dürfte, als wenn ich mit schwächeren Kräften getrachtet hätte, ein Bild zu entrollen, das doch nur Skizze geblieben wäre. In so fern auch Form sich eben so sehr an das Gefühl als an den Verstand des Lesers wendet, muß „der Naturgenuß“ gleichsam nachempfunden werden. — Das Werk ist so inhaltsreich, daß ich selbstverständlich nicht jede Ansicht seines Autors unterschreiben möchte; gibt es aber überhaupt ein Buch, das ein Zweiter in jedem Detail gutheißen könnte? Hier handelt es sich nur um den Gesamtwertb des Buches, worüber hoffentlich das Publikum mit mir einerlei günstiger Meinung sein wird. Um das Werk kurz zu charakterisiren, möchte ich es ein Erbauungsbuch im edelsten Sinne des Wortes nennen. —

Der Titel, den ich dem Verfasser nicht ganz ersparen kann, mag nur dazu dienen, als Schatten die Licht- und Glanzseiten des Werkes schärfer hervortreten zu lassen: Die vier Kapitel über die Jahreszeiten fallen nämlich gegen das Uebrige ab; sie erscheinen mir als eine überflüssige Zugabe, die leider umso mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, als das Buch ja noch den zweiten erklärenden Titel „Eine Philosophie der Jahreszeiten“ führt. Sie und da, namentlich in der Vorrede versucht wohl diesen Titel zu rechtfertigen, allein ohne Erfolg. — Von einer zweiten Zugabe, die den Titel „Ergänzungen“ führt, ist vielmehr zu bedauern, daß diese Perlen von unschätzbarem Werthe, welche durch geeignete Fassung noch gewonnen hätten, dem Schlusse nur lose angereiht wurden. Der Verfasser ist zwar dadurch entschuldigt, daß er die „Ergänzungen“ nur dem bessern, ernstern Theil seiner Leser zumutet, und sie deshalb gleichsam in ein cabinet séparé geschoben hat, in das nur die vornehmsten Gäste eingelassen werden sollen; allein diese Isolirung des Schönsten und Besten wird nicht nach dem Geßmack des Publikums sein, da Jeder, der ein Buch in die Hand nimmt, sich doch für gleich berufen hält es ganz zu lesen. — Die „Ergänzungen“ erinnerten mich an einen geistreichen Mann, der bei seinen Be-

suchen immer anregend, immer belehrend, die eigenthümliche Gewohnheit hatte, erst beim Abschied, die Thürklinke in der Hand, die wichtigste und interessanteste Mittheilung zu machen.

Hoffen wir, daß der Beifall des Publikums dem Verfasser bald Gelegenheit biete, diese kleinen architektonischen Fehler in einer zweiten Auflage in der Weise zu verbessern, daß er hier den unnützen Zierrath der Jahreszeiten beseitigt, dort das prächtige unbenutzte Material zu würdevollem Schmuck des schönen Gebäudes verwendet.

**Emrich du Mont.**

### Miscellen.

Wir erhalten über Galm's Nachlaß folgendes beachtenswerthe Schreiben:

Im 6. Hefte des 3. Bandes Ihrer geschätzten „Monatshefte“ bringen Sie ein Citat aus Hans Hopfen's neuestem Buche: „Streitfragen und Erinnerungen.“ Infolge desselben nennen Sie mit Recht die Mittheilung auffallend, „daß sich in Galm's Nachlaß noch Stücke vorfinden, die von den Herausgebern seiner nachgelassenen Schriften zurückgehalten worden sind; so u. A. ein Komödienfragment: *Kristophanes in der Unterwelt.*“ Hopfen geht sogar noch weiter, indem er behauptet, daß die Herausgeber in ihren Vorreden dieses Fragment „nicht einmal namhaft machen.“

Offenbar hat Hopfen diese Vorreden namentlich die zum 1. Nachlaßbande (dem 9. der „Werke Fr. Galm's“) nur oberflächlich gelesen. Erwürde sonst pag. XI die den Herausgebern übergebenen dramatischen Fragmente, von denen die meisten nicht über die zwei, drei Anfangsszenen des ersten Akts reichen, chronologisch aufgezählt gefunden und unter Nr. 6 „Theater in der Unterwelt, Komödie aus d. J. 1854“ erwähnt gesehen haben.

Außer dieser Fälschlichkeit hat aber wahrscheinlich auch noch entweder ein Gedächtnisirrtum oder ein allgütiges Schwören auf unverlässliche Mittheilungen diese leichtsinnig hingeworfene Beschuldigung veranlaßt, gegen welche mit aller Entschiedenheit aufzutreten schon

jetzt für mich zur Pflicht wird; u. z. sowohl in meinem Interesse, wie in dem meines fern von Wien lebenden Mitherausgebers Professor Emil Kub.

Was wir Beide aus den Händen von Fr. Galm's Schwägerin als dessen literarischen Nachlaß überkamen, haben wir in unserer gemeinschaftlichen Vorrede mit größter Gewissenhaftigkeit Nummer für Nummer verzeichnet. Ein *Kristophanes* in der Unterwelt konnte nicht angeführt werden, weil sich keiner vorfand; und allem Anschein nach gibt Hopfen dem schon erwähnten 109 Verse langen Fragment, das, in der Weise von Platen's Romantischem *Oedipus* gearbeitet, offenbar den Eingang zu einer gegen die modernen Theaterdirektoren gerichteten satyrischen Komödie bildet, einen unrichtigen Titel.

Ueber seine weitere Anklage, daß wir dieses oder jenes nicht gebracht haben, ist wohl hier nicht der Ort zu reden. Doch können wir getrost darauf verweisen, daß es auf dem Titelblatte heißt: „*Werke*“, und nicht „*Sämmtliche Werke*“; daß wir Rücksichten auf die ausdrücklichen Wünsche des Verlegers zu nehmen hatten; und daß wir in Bezug auf die Mittheilung von Gedichten, die nur biographisch-charakteristischen, aber nicht zugleich bedeutenden ästhetischen Werth zu haben schienen, mit jener Strenge verfahren sind, die wir dem Andenken des Dichters schuldig zu sein glaubten.

Was endlich die verlangte Biographie betrifft, so scheint mir eine solche, wenn sie ausführlich und gerecht werden soll, nicht wohl möglich vor Ablauf eines längeren Zeitraumes als seit Galm's Tode verfloß. Uebrigens haben die beiden Herausgeber bei Verweigerung gewisser Fragmente in die Biographie mit keinem Worte versprochen, diese selber zu schreiben. Eine vorbereitende Skizze von meiner Hand jedoch soll noch in diesem Jahre erscheinen, und ich hoffe ihr dann die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Galm und seinem trefflichen Lehrer Ent folgen lassen zu können.

Wien im Oktober 1876.

**Dr. Faust Pöckler.**

Custos der I. Hofbibliothek.

Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Dr. Oscar Blumenhal, Berlin S. W., 32 Halle'sches Ufer zu richten. Verlag von Ernst Julius Götlicher in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig. Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Götlicher in Leipzig. Unberichtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgegeben von Julius Rodenberg, BERLIN.

Literarische Rundschau.

Wissenschaftl. Essays  
in allen Gebieten des menschl. Wissens.

Erscheint in monatlichen Heften vom 1. d. M. 1877  
Preis pro Quartal 6 Mark.

Vorlag von Gebrüder Paetel, BERLIN.

Postlester Rundschau.

Berliner und Wiener Monats-Chronik über öffentliches Leben, Theater und Musik.

Organ für die gesammten deutschen Cultur-Bestrebungen.

Abonnements werden jeder Zeit entgegen-  
genommen.

# Deutsche Rundschau.

5]

Dritter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.

Inhalt des sechsen ausgegebenen ersten Heftes:

- |   |   |
|---|---|
| <p>I. Theodor Storm, Aquis submersus. Novelle.</p> <p>II. Heinrich von Sybel, Urkundliches über den Rastatter Gesandtenmord.</p> <p>III. E. Zeller, Der Process Galilei's.</p> <p>IV. Wilhelm Lang, Aus Griechenland. Der Apollontempel zu Bassae.</p> <p>V. F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg I.</p> <p>VI. Louis Ehlert, Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.</p> <p>VII. Friedrich Kreissig, Oesterreich und Preussen im Befreiungskriege.</p> | <p>VIII. L. Friedländer, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum.</p> <p>IX. S., Die Könige der Germanen im Roman.</p> <p>X. Robert Zimmermann, Shelley's entfesselter Prometheus in deutscher Uebersetzung.</p> <p>XI. A. B. Moyer, Die geographische Verbreitung der Thiere.</p> <p>XII. J. Winternitz, Die Vorgeschichte des zweiten österreich.-ungar. Ausgleichs.</p> <p>XIII. Literarische Neuigkeiten.</p> |
|---|---|

Im Verlage von Ernst Julius Gütther in Leipzig erschien:

## Allerhand Ungezogenheiten.

von  
Oscar Blumenthal.

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntdruckschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Unter der Devise:

Hüt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch veruchen! —  
Erwidert Lächerlich ihren Spott und Wiß:  
Der Spötter Wiß kann Nichts verächtlich machen,  
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlich“ zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme, gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Dutzettel“ gibt er einen literarischen Kenientanz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

Das  
**„Berliner Tageblatt“**  
 erscheint täglich bei Weitem mit  
 ausnahmslos bester, und ist durch die  
 Berliner Jerusalemersstr. 48. sowie  
 auch alle Zeitungspostämter mit  
 Bestellungen bei Kunden zu beziehen.  
 Preis: Jerusalemersstr. 48.



Der Abonnements-Preis  
 beträgt (einschließlich der Postgebühren):  
 Das „A. H.“ mit „Sonntagsblatt“  
 einschließlich 3 Wfr. 25 Pf. für 1 Jahr.  
 Einmal, monatl. 1 Wfr. 25 Pf.; durch die  
 Post bezogen 3 Wfr. 25 Pf. pr. Quartal.  
 Inserate  
 pr. Zeile 3/100 40 Pf.

# Berliner Tageblatt.

Die große Auflage, welche das „Berliner Tageblatt“ in so vieler Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Wichtigkeit des Inhalts. Derselbe ist nimmermehr **Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.**

Die großer der Verkaufszahl einer Zeitung, umso mehr ist dieselbe verpflichtet, und zugleich in der Lage, den weitverbreiteten Wünschen des Publikums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das „Berliner Tageblatt“ durch die außerordentliche Reichhaltigkeit seines Inhalts, bei leicht überflüssiger Verpackung, stets gewahrt.

Das illustrierte humoristisch-satirische Wochenblatt:



**Illustriertes Wochenblatt**

Wiso und wann das Blatt erscheint.  
 Täglich um 11 Uhr vormittags.  
 Donnerstag mit 2 Ausgaben.

Wo man auf das Blatt abonnieren kann.  
 Post- und Buchhandlungen - Zeitungspostämter  
 Die Adresse folgt per geg. Beleg von Wien.

Familienverhältnisse des W. K.  
 4. Dezember, im Illustrirt  
 W. K. und G. K. verlegt.

**für Humor und Satire.**

Preis des Blattes.

Dies heißt heute Zeit - es ist nicht arg -  
 Quantität geht auch in Qualität auf.

Extra mon.

Wann und wo „Zeitung“

steht ihr gratis, alle Wochen.

Einzelverkauf.

Die (Hochpreisige) Menge (des Blattes)

Es ist nicht zu billig, bei 11 Wfr. 25 Pf.

hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die brillante Schlagsfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften Illustrationen von G. Scherberg eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gelangt.

Die sonntägliche Beilage:



redigiert von Dr. Oscar Blumenthal, enthält Reisebilder, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und Culturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Hauswirtschaft und Gemerbe, Märchen etc.  
 Im täglichen Heftchen des „Berliner Tageblatt“ erscheinen Original-Romane und Novellen berühmter Schriftsteller. Ueberhaupt wird diesem Unterhaltungsbeilage des Blattes die größte Sorgfalt geschenkt und nur der gebiegenste und wertvollste Stoff ausgewählt.

Abonnement auf das „Berliner Tageblatt“ heißt der besten Beilage „Sonntagsblatt“ und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt „W. K.“ nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

**nur 3 Mark 25 Pfge. = 1 1/4 Thlr.**  
 für alle drei Blätter zusammen.

Mit der raschen Zunahme des Verkaufes hat der Umfang des Inseratenbeilages gleichen Schritt gehalten und bietet deshalb ein reiches Feld des sich in öffentlichen Anzeigen abspiegelnden Geschäft- und Verkehrs-Lebens. Der Insertionspreis von 40 Pfge. pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfge.) ist im Verhältnis zu der großen Verbreitung von

**38,000 Exemplaren**

wie solche keine zweite deutsche Zeitung besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“  
 48. Jerusalemersstraße 48.

# Die Schweine.

Ein Gedicht  
von Hans Herrig.

1 Band in eleganter Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Schweine sind ein humoristisches Gedicht, in welchem sich die ganze moderne Weltanschauung spiegelt. Der Dichter führt uns zuerst auf ein vom Sturm gepacktes Kulischiff und zeigt uns an einem drastischen Beispiel den Kampf ums Dasein als Gesetz des Lebens. Nur zwei Schweine werden von dem untergehenden Fahrzeug gerettet und an ein einsam im Meere liegendes paradiesisches Eiland verschlagen. Hier gedeihen sie und mehrern sich; in keinem Rahmen entwickelt sich ein Bild der Geschichte, wie es die neueste Wissenschaft der Menschheit prophezeit. Die Kräfte der Natur werden aufgebraucht und der Tod tritt an Stelle des Lebens.

Aus dieser pessimistischen Stimmung befreit uns der Dichter jedoch zum Schluß, indem er uns die weltüberwindende Macht des idealen Gedankens an einem Manne zeigt, der eben ist wie kein Andreer, dem Letzten eines untergegangenen Volkes.

Das Gedicht, reich an Gedanken, an glänzenden Naturschilderungen und satyrischen Exkursen wird dem Leser ebenso sehr unterhalten, wie in jeder Beziehung anregend.

---

Verlag von **Seyder & Zimmer** in **Frankfurt a./M.**

## Goethe's Iphigenie

nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt.

Zwei Vorträge

von

Gustav Schlosser.

Preis 1 Mark.

## Ueber Goethe's Tasso

von **A. F. C. Vilmar.**

Preis 1 Mark.

„Vilmar entwickelt mit dem ihm eigenthümlichen Feinsinn die Entstehung des Gedichtes, Tasso's Lebensgeschick, und knüpft daran eine umfassende Besprechung des Ganges wie der Charaktere des ebenen Werkes. Wer Goethe's herrliche Dichtung kennt, wird an der schon durchdachten, schön dargestellten Entwicklung sich erfreuen.“

Blätter f. liter. Unterhaltung.

## Kalewipoeg

oder die Abenteuer des Kalewidens.

Eine estenische Sage

von **C. Chr. Israel.**

Preis 1 Mark.

„Das Büchlein verdient wegen seiner geschmackvollen Vortragweise und des reichen poetischen Inhalts der Sage die beste Empfehlung.“

Blätter f. liter. Unterhaltung.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

# Cromwell.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

E. Wertheimer.

11 Bogen in splendidester Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Geschichte hat wenige Charaktere aufzuweisen, die unsere Aufmerksamkeit so zu fesseln vermögen, als Cromwell, der berühmte Protektor Englands. Der Verfasser stellt seinen Helden dar als einen theils durch Ehrgeiz, theils durch die Macht küsserer Umstände zum Despoten gewordenen Republikaner. Die reiche, wechselvolle Handlung zeichnet sich durch energischen Gang aus; die Sprache ist durchaus den verschiedenen Charakteren und Leidenschaften angemessen. Ohne Phrase, ohne conventionelle Rhetorik ist der Dialog einzig und allein auf echt dramatische Wirkung angelegt. Als besonderer Vorzug dieses Werkes sei noch hervorgehoben, die glänzende Rolle Cromwell's, wie die seiner Tochter Elsbath, zwei Aufgaben, geeignet das Talent befähigter Schauspieler nach allen Seiten hin zu zeigen.

## Einband-Decken

zu dem ersten bis dritten Bande der

Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,

eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

## Blätter im Winde.

von

Johannes Scherr.

Ein Band 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

## Aus dem Leben.

Skizzen

von

Ada Christen.

1 Band in eleganter Ausstattung.

Imhalt: Käthe's Federhut. — Wie Gretel süßen lernte. — Nahel. — Im Armenhause. — Verlichter. — Zu spät.

Preis 3 Mark.

Ada Christen, die als lyrische Dichterin so rasch zu einem hervorragenden Ruf gelangt ist, übergibt hier der Leserschaft einen Band von kurzen Erzählungen, die von so eigenartiger Natur sind, daß sich nur Theodor Storm's beste Novellen damit vergleichen lassen. Mit wenigen Strichen ein festes anschauliches Bild hinzustellen, in sparsamen aber stimmungsfatten Worten eine guterkundene Begebenheit eindrucksvoll zu erzählen und jedes einzelne von diesen keinen Bildern mit einer intensiven Gemüthswärme zu beleben — darin ist Ada Christen Meisterin, und diese Eigenschaften sind es, die ihrem energischen und liebenswürdigen Naturell die vollste Theilnahme der Leserschaft zuführen müssen.



Scipio.

Druck von Giesecke & Devrient.